Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 19. Mai 1934 Nummer 10

Inhalt

Pfingstbitte . . . . . Emil Prinz zu Schoenaich-Carolath

Von Friedfertigkeit und Streitbarkeit . . . . . Martin Rade

Bibel und Wort Gottes bei Luther (Zweites Stück) . Hermann Schuster

Offener Brief an Professor Hauer . . . . . Heinrich Weinel

Wir jungen Theologen . . . . . Manfred Köhler

Wissenschaft, Glaube, Philosophie (Schluß) . . . . . Hermann Zeltner

Das Erlebnis: Deutschland . . . . . Karl Schröder

Volkskirche und Gewissensfreiheit (Schluß) . . . . . Hermann Mulert

Märchen und Wirklichkeit bei Selma Lagerlöf Johann Heinz Beckmann

Aus meiner Kindheit (Zehntes Stück) . . . . . Daniel Greiner

Die römische Frage und die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhls . . . . . Mario Puglisi

Vom österreichischen und vom deutschen Konkordat Hermann Mulert

Aus Zeitschriften . . . . . August Schowalter, Otto Hubele

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Theologische Blätter

herausgegeben von

Professor D. Karl Ludwig Schmidt

13. Jahrgang 1934. Jährlich (12 Nummern) RM 10.—

Aus dem Inhalt der März- und April-Nummer 1934:
Der Todestag Jesu. Ein Gutachten der Theologen-Kommission des Oekumenischen Rates für praktisches Christentum. (M. Dibelius und W. Köhler; Vorwort A. Deißmann) — Krippe und Kreuz. Ein Beitrag zum Problem des auserwählten Volkes. (E. Reisner) — Εἰδέναι τὸ ἑαυτοῦ σκεῦος κτᾶσθαι. Zur Deutung von 1. Thess. 4, 3 ff. im Zusammenhang der paulinischen Eheauffassung. (W. Vogel) — Zur Entwicklung des jungen Luther. Besprechung von A. Kurz. Die Heilsgewißheit bei Luther. (E. Wolf) — Aus Wissenschaft und Leben — Aus den Deutschen Evangelisch-theologischen Fachschaften — Aus den Vorlesungsverzeichnissen für das SS 1934.

Siehe, ich mache alles neu! Predigt über Off. 21, 5 im Univers.-Gottesdienst zu Erlangen (H. Strathmann) — „Judenchristen" und theologischer Dogmatiker. (W. Caspari) – Das Auftreten der ersten Menschen. (R. Lehmann) — Schöpfung und Fall. Zu dem gleichnamigen Buch von D. Bonhoeffer. (H. Hellbardt) — Zwei neue Alttestamentliche Theologien. (L. Post) – Baltische Kirchengeschichte der Neuzeit. (W. Dreß) — Aus Wissenschaft und Leben — Aus den Deutschen Evangelisch-theologischen Fachschaften — Aus den Vorlesungsverzeichnissen für das SS 1934.

Aus Urteilen über die „Theologischen Blätter": „Wer Theologie treibt, ist jedesmal dankbar, wenn ihm die Post die von K. L. Schmidt geleiteten ThBl ins Haus trägt. Außerordentlich hat mich die letzte Nummer gefesselt." (Pastor D. Kolfhaus in der „Reformierten Kirchenzeitung") — „Gute Mitarbeiter und ein klares, lebendiges Gepräge" (Neues Sächsisches Kirchenblatt) — „Eine in jeder Hinsicht vorbildlich geleitete und politisch vollkommen unbeeinflußte Zeitschrift." (Dr. E. Reisner in den „Kirchlichen Blättern a. d. ev. Landeskirche A. B. in Rumänien".)

Probenummer kostenfrei

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Ein Werk, dazu berufen, das in weiten Kreisen zur Form erstarrte Glaubensleben wieder zu wecken:

Paul Krannhals

Religion als Sinnerfüllung des Lebens

Preis RM. 2,20

„Seit Goethe haben wohl nur wenige Denker die innerste Einheit alles Lebendigen so tief erlebt und so eindringlich und umfassend zur Darstellung gebracht wie der Kulturphilosoph Paul Krannhals in seinen beiden letzten Werken. Dieses neue Werk ist um so bedeutsamer, als es das religionsphilosophische Bekenntnis dieses Denkers darstellt und so als Gipfel und Krönung seines bisherigen Schaffens angesprochen werden darf. Was als leitende Idee und treibendes Moment die beiden früheren großangelegten Arbeiten beseelte, die Grunderkenntnis, aus der sich diese gewaltige, geniale Schau entfaltete, wird hier nun gewissermaßen in ihrem Brennpunkt aufgezeigt. Damit rundet sich alles Bisherige zu der lebendigen Ganzheit einer religiösen Sinnerfassung der Welt und des Lebens, und zugleich werden mit ihr auch dem menschlichen Schöpfergeiste Wesen und Aufgabe, Weg und Ziel gewiesen.
Natur und Welterkenntnis, Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis sind ihm so in ihrem Tiefsten identisch miteinander als der Ausdruck ein und desselben „göttlich-schöpferischen Prinzips", das im Menschen allmählich seiner selbst bewußt wird. Und Naturerkenntnis aus Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis aus Naturerkenntnis schließen sich ihm so zu einem einzigen großen Ring zusammen." Münchner Neueste Nachrichten 28. 1. 1934.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Armanen-Verlag / Leipzig und Frankfurt a. M.

Von Geist und Liebe

Könnte ein Buchtitel*) gewichtigere Schlagworte enthalten? Und könnte einer besser zum Inhalt passen als zu dem des vorliegenden Buches? — Die Lektüre ist ein Hineintauchen in ein Meer an Weisheit, Glaube, Leben und Liebe. Dabei ist dies Meer gar nicht etwa ein abstraktes Gebiet der Kühle und dogmatisch gepredigter Wahrheit, der Logik und des pfarrherrlichen Aufrufs: es gehen lustige Wellen darüber hin und tragen Kleinerlebnisse mit sich, interessante, ja fesselnde Berichte von den amerikanischen, asiatischen, skandinavischen, englischen Ufern, die alle einmal vom Fuße Adolf Kellers beschritten wurden. Mehr noch: die alle von seinem Geist durchwandert wurden und Begegnungen seiner eigenen Demut mit dem Geiste größerer Menschheitsführer sahen. Landesfürsten und Kirchenfürsten sind da, Kalvin und Lavater und Erzbischof Söderblom, dem die etwa vierzig Schilderungen als Gedächtnisgabe gewidmet sind, und so viele andere noch, die das Kreuz trugen oder verteidigten. Ein gutes, von sehr Erwachsenen lesbares Bilderbuch des reformierten Schweizers! Weil es Versöhnlichkeit gegenüber andern Konfessionen, Schaukraft für die geringen und gequälten Seelen, anschauliche, aus dem Leben gegriffene Lehre besitzt, ist es ein wertvolles Buch, des Wertes voll, nicht nur Werte enthaltend! In seiner Darstellungsweise könnte es mit Arel Munthes „San Michele" verglichen werden; aber wie ist seine fesselnde Erzählung darüber hinaus noch begabt mit gütiger Selbstverleugnung und mit leitenden Ideen: Geist und Liebe! Wir sind für das Dasein solch großer Menschen dankbar, auch wenn sie uns nur die Größe andrer, fast vergessener Geisteshelden schildern.

Helmut Schilling im Maiheft der „Literatur"

***) Adolf Keller, Von Geist und Liebe**

Ein Bilderbuch aus dem Leben. Mit 39 Bildern

M 4.80. Leinen M 5.80

*

Daß ein Buch*) vier Auflagen erlebt, ist nichts besonderes. Aber daß ein Buch wie dieses vier Auflagen erlebt, beweist uns, daß immer noch Menschen da sind, die vor Schlagworten und Oberflächlichkeiten einen Schrecken haben und verlangen, zu den Quellen geführt zu werden. Überall geht es von der Peripherie zur Mitte, immer im edelsten Stil und mit tief eindringender Seelenkunde.

Reform. Kirchenzeitung

***) Adolf Keller, Auf der Schwelle**

Einsichten und Ausblicke in die tiefere Wirklichkeit

M 3.60, Leinen M 4.40

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 10 — Gotha, 19. Mai 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Pfingstbitte [Sp. 433] — Von Friedfertigkeit und Streitbarkeit [Sp. 433] — Bibel und Wort Gottes bei Luther [Sp. 435] — Offener Brief an Professor Hauer [Sp. 439] — Wir jungen Theologen [Sp. 446] — Wissenschaft, Glaube, Philosophie [Sp. 448] — Das Erlebnis: Deutschland [Sp. 453] — Volkskirche und Gewissensfreiheit [Sp. 455] — Märchen und Wirklichkeit bei Selma Lagerlöf [Sp. 458] — Aus meiner Kindheit [Sp. 463] — Die römische Frage und die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhls [Sp. 464] — Vom österreichischen und vom deutschen Konkordat [Sp. 467] — Aus Zeitschriften [Sp. 469] — Bücher und Schriften: Das Paulusgebet (Orphal); Gottes Hausgenossen (Müller); Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen (Luther); Der deutsche Luther (Fronemann); Judentum, Christentum, Germanentum (von Faulhaber); The New Church And The New Germany (Macfarland); Grundlagen pädagogischen Handelns (von Tiling und Jarausch); Aus dem Tagebuch eines Kaplans (von Elern); Unser Hirte und Bischof. Habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König! (D. Wurm); Ein Quäkerwagnis (Fry); Armeniertum — Ariertum; Handbuch für das Laienspiel (Scharff); Das Haus an der Moldau (Wiegler) [Sp. 470] — Chronik [Sp. 474] — Verschiedenes: Vom Kampf in der Kirche; Emil Prinz zu Schoenaich-Carolath; Die Deutsche Glaubensbewegung; Ausstellungen; Der Evangelisch-Soziale Kongreß [Sp. [478] — Anzeigen

Pfingstbitte

Aus dem Gedicht: Kirchgang

Wo lachst du, Himmel, tiefdurchsternt,
Einst aufgebaut im Neuen Bunde?
Wo lebst du, Heiland? Uns entfernt,
Furchtsam gegrüßt im Herzensgrunde . . .

Wie ward die Predigt lehrhaft, lang!
Wo blieb des Sieges Jubilieren?
Wer hört im Orgeltastengang
Noch Engelstimmlein musizieren?

O komm mit Brausen, Heiliger Geist,
Komm Flamme, singende, rasche,
Und sprenge die Grüfte und wecke zumeist
Der Lebenden Herzensasche!

Nimm fort des Kirchenstaubes Schicht
Von den frischen, den ewigen Lehren,
Dann kämen die Kinder mit frohem Gesicht,
Wir Alten mit neuem Begehren.

Wir kämen zur Kirche jahrein, jahraus
Mit Danken und Händefalten,
Bald würde der Heiland in jedem Haus,
Von neuem sein Gastmahl halten.

Komm singend, du großer Wendetag,
Erst leise, gleich Nachtigallen,
Dann brich in den Grund, was nicht weichen mag,
Mit brausendem Tubaschallen!

Bring einen Hoffnungslenz herbei
Den Herzen der Geringsten,
Und leg den verzäunten Himmel frei,
Komm, fröhliches, seliges Pfingsten!

Emil Prinz zu Schoenaich-Carolath

Von Friedfertigkeit und Streitbarkeit

Es müssen Rotten unter euch sein.
1. Kor. 11, 19

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens.
1. Tim. 6, 12

Viele sind über den schweren Streit, der jetzt in unsrer evangelischen Kirche immer wieder neu aufflebt, ganz unglücklich. Sie werden irre an der Kirche, kehren ihr gar den Rücken. Andre meinen, es sei doch ein Zeichen von Leben, daß es in unsrer Kirche so gärt. Besser als der Tod, die Langeweile, die Gleichgültigkeit, die früher herrschten. Man stellt Vergleiche mit der katholischen Kirche an. Die Einen rühmen eifersüchtig deren Ruhe und Geschlossenheit. Die Andern meinen, wir hätten dennoch das bessere Teil erwählt. Der Streit, „Vater aller Dinge", wie er von vorhandenem Leben zeuge, werde neues Leben zeugen in eine glückliche Zukunft hinein.

Was ist nun das Richtige? Friede oder Streit? Was sagt die Schrift? Was sagt Jesus?

Gräbt man ernstlich nach, so findet man nichts. Kein schlichtes Wort. Keine Weisung und Entscheidung.

Wenn der Apostel sagt: „Es müssen Rotten unter euch sein", so hält er von den „Rotten" nichts Gutes. Es sind Leute, die nicht hineingehören in die Gemeinde. Man muß darauf gefaßt sein, daß sie da sind. Besser schon, sie verschwinden; wie ein andrer Apostel zu melden weiß, und ist im Geist getröstet darüber — 1. Joh. 2, 19. Und wenn umgekehrt davon die Rede ist, daß wir als Christen kämpfen sollen, gute Streiter Christi sein, so ist das eine sonderbare Streitbarkeit, ganz aufs Leidenliche bezogen, viel mehr passiv als aktiv. „Selig die Friedfertigen", die Friedestifter — nun ja, sie kann man sich schon sehr aktiv denken. Aber das streitbarste Wort, das wir von Jesus haben: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert" (Matth. 10, 34)! Schlimm legt er selber es aus: Ursache des Unfriedens will er sein im elterlichen Haus. „Erregen" will er die Kinder wider Vater und Mutter; verdeutscht man lieber: „entzweien" will er sie — wird es auch nicht besser. Bei Lukas 12, 51—53, ist der Kriegszustand im Hause, dessen man sich zu gewärtigen hat, noch schlimmer abgemalt. Dennoch würde man irren, wenn man aus diesem Worte Jesu eine Aufforderung zu leidenschaftlichem, häßlichem Familienstreit entnehmen wollte. Er meint nur dasselbe, was er auch sonst seinen Jüngern oft genug gesagt hat: daß sie, wenn sie ihm nachfolgen wollen, Vieles werden verlassen müssen — Eltern, Geschwister, Weib und Kind, Erbe und Heimat — (Matth. 19, 29; Mark. 10, 29; Luk. 18, 29; vgl. Matth. 4, 20 und 22; 19, 27; Luk. 5, 11 und 28). Aber nun eben dieses „verlassen"! Man stelle es sich doch einmal ernstlich vor, wie es dabei zugehen mußte. Je nach Temperament der Beteiligten, je nach dem Charakter ihrer bisherigen Zusammengehörigkeit. Und wenn einer heimlich auf und davon ging, was war damit gebessert?

Nun steht es also in der Bibel so. Sie ist im Neuen wie im Alten Testament voll des Streits. Auch die Frommen sind darein verwickelt. Jesus selbst. Aber nirgends, zum wenigsten im Neuen Testament, findet sich eine direkte Aufforderung zum Streit, oder eine Anweisung, wie man streiten, wie man fromm streiten solle.

Das mag nun ein jeder Leser kontrollieren und dort oder hier eine Stelle finden und sie triumphierend hochhalten: Siehe da! Es bleibt doch dabei, daß wir weder durch die Bibel, noch durch den Katechismus, noch durch eine andre Autorität zureichende Anweisung bekommen, wann und wie wir streiten sollen. Es gibt nur eine deutliche Vorschrift: durch Leiden streiten. Die hebt aber das, was wir gemeinhin Streiten nennen, auf: „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi" (2. Tim. 2, 3). „Leide dich, leide dich, Zion, leide ohne

Scheu Trübsal, Angst mit Spott und Hohne, sei bis in den Tod getreu, siehe auf die Lebenskrone. Zion, fühlest du der Schlange Stich, leide dich, leide dich." — Martyrium.

Nun ist es ja unmöglich, als Christ durch dieses Leben zu gehen, ohne ganz tätig und verantwortlich mit hineingezogen zu werden in den Streit. Wie es in den Tagen des Neuen Testaments war, so wird es bleiben. Aber die Anweisung?

Vielleicht tritt an keinem Punkte so wie an diesem Not und Wohltat des Gebets zu Tage.

Man kann viel leben und viel aushalten ohne Gebet. Sich geborgen wissend in Gott, dessen väterliche Güte und Treue uns „wie die Luft" umgibt: man atmet sie mit jedem Atemzuge. Aber der ungeheuerliche Moment, wo unsre ganze Verantwortung uns auf die Seele fällt und wir nicht wissen, wo aus und ein, sollen Frieden halten und doch auch streiten können — da gibt's nur Eins: Rogate! Betet! Und so sich seine Weisung und seinen Halt unmittelbar holen von seinem Gott.

Wenn wir aber auch damit nicht vorankommen? Was schützt uns da vor Irrtum? Vor Selbstbetrug? Nun, einmal Gott der Herr, wenn wir's doch mit Ernst meinen. („Es soll euch zu der Stund gegeben werden ... Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Matth. 10, 20 f.) Aber es gibt da eine ganz einfache Hilfe, die uns wohl vor falscher, mißverstandener Gebetserhörung bewahrt: Fürbitte! Für den Widerpart, mit dem wir streiten. Fürbittend streiten. So stritt Jesus am Kreuz. R

Bibel und Wort Gottes bei Luther

(Zweites Stück)

3

Daraus ergeben sich bestimmte Folgerungen für lebensechte biblische Predigt, Unterricht und jede Art von Gemeinde- und Kirchenführung. Die Frage, was eine wirklich biblische Predigt sei, hat mich als blutjungen Theologen schon vor einem Menschenalter beschäftigt, und ich habe damals, ohne eine rechte Vorstellung von Luthers tiefen Anschauungen zu besitzen, eine Antwort gegeben, die mir jetzt durch Luther selber merkwürdig bestätigt wird: biblisch predigen kann nur, wer in den Geist der Bibel, in ihren Kerngedanken eingedrungen ist, von ihm erfüllt ist und von ihm lebt, so daß unwillkürlich alles aus diesem Geist herauswächst. Eine Predigt ist nicht schon deshalb biblisch, weil sie mit tagelanger, fleißiger und gelehrter Exegese einer Bibelstelle ausgearbeitet ist und den Text nach allen Richtungen hin „erschöpft". Es gilt ja auch hier die alte pädagogische Weisheit: non multa sed multum. Aber eine Predigt kann biblisch sein auch ohne Bibeltext, wenn der redende Mensch in der Bibel und von der Bibel lebt. Dasselbe gilt mutatis mutandis auch für den Unterricht.

Es gilt endlich auch, was zunächst überraschen möchte, für die Kirchenführung bis zur hohen Kirchenpolitik. Karl Barth verkennt Sinn und Bedeutung der Schrift als Trägerin des Wortes Gottes, wenn er in seinem Heft „Theologische Existenz heute" dem Dreimännerkollegium, das im Frühsommer 1933 die neue Verfassung der deutschen Reichskirche vorbereiten sollte, daraus einen Vorwurf macht, daß sie in den weltgeschichtlichen Vorgängen Gottes Stimme zu hören meinten, statt sich an die Heilige Schrift zu wenden. Er schreibt:

> Ist das nicht die Proklamierung eines unerhört neuen Erkenntnis- und Normprinzips in der evangelischen Kirche, wenn man offen erklärt, „den neuen Auftrag unseres Herrn an seine Kirche" nicht etwa in der Heiligen Schrift, sondern „in dem großen Geschehen unserer Tage" erkannt zu haben? Was bedeutet daneben das Partizip, „in Gottes Wort gebunden"? In Gottes Wort gebunden, würde die Kirche im Worte Gottes bleiben und nicht die Stimme eines Fremden hören.

Damit will Karl Barth doch offenbar sagen, die drei Männer hätten ihre kirchenpolitische Entscheidung der Heiligen Schrift als dem Worte Gottes entnehmen sollen. Er hat freilich weder hier noch andern Orts gesagt, auf welche Weise, aus welchen Stellen der Schrift man solche Entscheidung gewinnen könne. Mir scheint diese ganze Betrachtung grundsätzlich verfehlt zu sein. Die Bibel rückt damit in bedenkliche Nähe eines kirchlichen Orakel- oder Gesetzbuches, das man aufschlägt, wie weiland die Römer ihre sibyllinischen Bücher. In solch einer konkreten Situation schlägt man überhaupt die Bibel nicht auf. Wer in ihr zu Hause ist, braucht sie nicht aufzuschlagen, und wer nicht in ihr zu Hause ist, dem hilft auch das Aufschlagen nicht (das wird aber auch Karl Barths Meinung sein). Man wird sich vielleicht auf die eine oder andere bestimmte Stelle besinnen und sie wie ein Motto hervorholen, aber die Hauptsache ist doch, daß der Mensch, der in dieser bestimmten Situation und vor dieser bestimmten Verantwortung steht, von dem Geist der Bibel erfüllt ist und aus ihrem Geist heraus das weltgeschichtliche Geschehen beurteilt, um zu wissen, ob er in ihm und wiefern er in ihm einen Anruf Gottes hören darf.

Meint Karl Barth im Ernst, Männer wie E. M. Arndt und der Freiherr vom Stein, von Schleiermacher zu schweigen, hätten sich an der Bibel versündigt, wenn sie in dem weltgeschichtlichen Geschehen ihrer Tage, sowohl in der preußischen Katastrophe von Jena, wie in Napoleons Katastrophe in Rußland, Gottes Stimme und Aufruf hörten? Soll lebendiger Glaube wirklich darauf verzichten, Gott auch in Natur und Geschichte redend zu vernehmen?

Also daß die drei Männer in dem großen Geschehen ihrer Tage Gottes Stimme vernahmen, darf ihnen nicht als Verfehlung gegen Bibel und Glauben vorgerückt werden. Ob sie freilich diese Stimme richtig verstanden haben und ob ein etwaiges Mißverstehen nicht aus einer unvollständigen Erkenntnis des wirklich Wesenhaften im Neuen Testament zu erklären sei, das ist eine andere Frage, die maßgeblich zu beantworten mir nicht zusteht. Es handelt sich mir jetzt nur um das Methodische, daß wir nämlich als Schüler des echten Luther und seines reformatorischen Bibelverständnisses die Bibel nicht nach reformierter Methode als ein kirchliches Gesetzbuch betrachten dürfen, das uns die eigene gewissenhafte Beurteilung aller kirchenpolitischen Dinge und das Wagnis der eigenen Verantwortung abnehmen könnte.

Wir kommen damit zu der letzten Tiefe der grundsätzlichen Bibelbetrachtung, die wir bei Luther vorfinden und von ihm zu lernen haben. Es handelt sich um das Verhältnis von Bibel und Glaube. Und hier ist der Tatbestand folgender: Der Glaube stammt aus der Predigt, die auf die Bibel zurückgeht, also stammt der Glaube letztlich aus der Bibel, durch welche Vermittlungen hindurch auch immer. Andererseits ist es nur der Glaube, der von Gott geschenkte Glaube, der die Bibel richtig versteht. Das erste hat Luther so oft gesagt, daß kein Beleg nötig ist. Aber auch das zweite, daß der Glaube allein beurteilen kann, was Gottes Wort ist, was recht oder falsch ist, hat Luther mehr als einmal in erfrischender Deutlichkeit ausgeführt, am schönsten vielleicht in einer Predigt über Matth. 7, 15—23, wo er (ein wenig verkürzt) folgendes vorträgt:

> So heben sie denn an und sprechen: Ja, wie können wir's wissen, was Gottes Wort ist und was recht oder falsch ist? Wir müssen es lernen von dem Papst und von den Konzilien. Wohlan, laß sie beschließen, was sie wollen; so sage ich: darauf kannst du deine Zuversicht nicht stellen, noch dein Gewissen befrieden, du mußt selber beschließen, es gilt dir deinen Hals, es gilt dir dein Leben. Darum muß dir's Gott ins Herz sagen: das ist Gottes Wort; sonst ist es ungewiß. Aber unsere Bischöfe bringen Sankt Augustins Spruch her: „Ich glaubte dem Evangelio nicht, wenn mich nicht bewegte der Kirche Ansehen"; und meinen, sie haben schon gewonnen. So sage du: Was liegt mir dran, es sage Augustinus oder Hieronymus, St. Peter oder St. Paul, ja gleich der Erzengel Gabriel vom Himmel; das hilft mir nicht, ich muß Gottes Wort haben, ich will hören, was Gott sagt. Denn das Wort kann man mir wohl predigen, aber ins Herz geben kann mir's niemand, denn Gott allein, der muß im Herzen reden, sonst wird nichts draus. Das rede ich darum, daß ihr müsset Richter sein, und habt Macht, zu urteilen über alles, das euch vorgeschlagen wird; darum, daß ich auf keinen Menschen bauen kann noch soll, denn ich muß selbst antworten, wenn es zum Sterben kommt.
>
> Derhalben laßt euch nicht überreden, daß ihr müsset glauben, was der Papst sagt oder die Konzilien beschließen. Wenn du Gott erkennest, so hast du schon das Richtscheit, damit du alle Lehre der Väter richten kannst, nämlich, wenn du weißt, daß Christus unsere

Seligkeit ist und er uns regiere, und wir Sünder sind. Darum mußt du also bei dir finden, daß du sagen kannst: Das hat Gott gesagt, das hat Gott nicht gesagt. Sobald du sagst: der Mensch hat das gesagt, oder die Konzilien haben das beschlossen, so hast du auf Sand gebauet. Darum ist kein Richter auf Erden in geistlichen Sachen über die christliche Lehre denn der Mensch, der den wahrhaftigen Glauben in seinem Herzen hat, er sei ein Mann oder ein Weib, jung oder alt, Knecht oder Magd, gelehrt oder ungelehrt.

Was wir in diesen beiden scheinbar widerstreitenden Sätzen vorfinden (1. Der Glaube stammt aus der Schrift, 2. Nur der Glaube versteht und beurteilt die Schrift), das ist der (wie Wobbermin sagt) religionspsychologische Zirkel, der sich auch hier wieder als getreue Beschreibung des Tatbestandes bewährt. Es war mir eine erfreuliche Bestätigung dieser eigenen Auffassung, genau dasselbe bei Karl Holl in dem Aufsatz „Luthers Bedeutung für den Fortschritt der Auslegungskunst" (Ges. Aufsätze I. Luther, S. 567) vorzufinden.

Damit ist gesagt, es gibt keine mechanische Bibelgewißheit. Alle letzten Gewißheiten müssen gewagt werden. Sie müssen im Kampf erobert und im ständigen Kampf verteidigt werden. Der Glaube ist kein Faulbett, auch der Bibelglaube nicht. Es zeigt sich auch hier wieder der Unterschied zwischen dem katholischen und dem protestantischen Menschen. Der Protestant ist dynamischer Typ. Er ist stets in machtvoll ringender Bewegung. Er ist nicht statisch wie der katholische Mensch, der auf einem gegebenen Fundament sicher zu ruhen meint. Luther hat den bequemen Ausweg abgelehnt, sich von Papst oder Konzil vorschreiben oder verbürgen zu lassen, was Gottes Wort sei. Er läßt es sich von Gott selber ins Herz sagen: Das ist Gottes Wort. Es steckt in seinen Ausführungen etwas von der trotzigen Tapferkeit, die Schiller in seinem Reiterliede formt: „Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein."

Deshalb löst Luther sich hier mit vollem Bewußtsein von der Autorität des sonst so dankbar verehrten heiligen Augustin. Dieser sagt: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche bewegte"; er stellt also die Kirche über die Bibel, da er um der Kirche willen an die Bibel glaubt. Luther dagegen hat gerade aus dem Evangelium die Kraft geschöpft, das Ansehen der Kirche, die das Evangelium unterdrückte, zu erschüttern und umzustoßen. Er stellt also die Bibel über die Kirche, ohne dabei zu vergessen, daß er durch Vermittlung der Kirche die Bibel kennengelernt hat (auch hier wieder eine Art von religionspsychologischem Zirkel). Aber für Luther bezeugt die Bibel sich selber oder noch besser: Gott selber bezeugt sein Wort, das in der Bibel niedergelegt ist. Das ist das Wahrheitsmoment bei den „Schwärmern", das Luther tapfer anerkennt, ohne in ihren Fehler zu verfallen, nämlich die Schrift zu verachten.

Dieser Gefahr scheint mir in unseren Tagen Johannes Müller nicht zu entgehen, wenn ich mich wenigstens an sein neustes Buch „Die Verwirklichung des Reiches Gottes" halte. Was er gegen den durchschnittlichen kirchlichen „Betrieb" sagt, hat ganz gewiß viel Wahrheit. Ich habe an anderer Stelle selber ausgeführt, wie unwirksam die allermeiste kirchliche Predigt sei, und welche ungeheure Gefahr in aller Theologie liege, dem Menschen durch eine künstlich konstruierte Lehre den Zugang zum Reiche Gottes zu versperren. Ich habe vor allem in meiner „Methodik", aber auch sonst in vielen Aufsätzen den pädagogischen Wahn bekämpft, als könne man durch religiösen Unterricht, insbesondere durch eine ausgeklügelte pädagogische Technik andere Menschen bewußt und absichtlich zu Gott führen. Ich habe immer wieder betont, Religionsunterricht solle schlicht und einfach Unterricht sein und die Erfüllung seines letzten Zieles als eine Gnadengabe betrachten, die er nicht machen und schaffen könne.[1]) Ich habe also wirklich für Johannes Müllers Anliegen ein denkbar weitgehendes Verständnis. Aber auch wenn ich beherzige, daß Jemand, der eingewurzelte Vorurteile überwinden will, das Recht zu starken Ausdrücken und Uebertreibungen hat, so kann ich mich doch der Besorgnis nicht erwehren, daß er in eine Einseitigkeit verfällt, die ebenso gefährlich ist wie die von ihm bekämpfte, weil er nämlich die Polarität aller echten geistigen Wirklichkeit und Wirksamkeit verkennt und den Erfolg auf ein unbegreifliches und unvermitteltes göttliches Wunder abstellt. Ich muß einige kennzeichnende Stellen anführen:

Alle Einrichtungen und Bemühungen, Mittel und Wege, durch die man diese Christlichkeit als Weltanschauung, Sittlichkeit, Lebensgefühl und seelischen Betrieb hervorzubringen und aufrechtzuerhalten sucht, vereiteln demnach das Reich Gottes. Dazu gehört alles, was man heute Ausbreitung des Reiches Gottes, Gottesdienst und kirchliches Leben nennt, alle Reden und Schriften, die dieses Christentum des Geistes pflegen. Sie alle verhindern und zerstören die Empfänglichkeit der Seele und blenden die Augen für Gott den Lebendigen (S. 66 f).

Ein besonderes Kapitel widmet Johannes Müller einem unbekannten Wort Jesu, das Augustin bei einem Neu-Marcionisten gelesen haben will: „Ihr habt den Lebendigen, der vor euch steht, verworfen, und über die Toten fabelt ihr." Er legt es so aus: die lebendige Offenbarung Gottes, die euch in der euch umgebenden Wirklichkeit entgegentritt, verwerft ihr und fabelt über die toten Schriften. Aus diesem Kapitel einige Stellen:

Durch das „Suchen in den Schriften" werden die Menschen so kurzsichtig, und durch die immerwährende geistige Beschäftigung mit ihren Sprüchen sind ihre Augen so getrübt und nach innen, ins Subjektive gekehrt, daß sie die jeweils gegenwärtige Offenbarung Gottes im Leben gar nicht wahrnehmen, ihre Organe verkennen und ihre Darbietung des Lebens aus Gott verwerfen ... Da wird andauernd der Lebendige, der vor uns steht, verworfen und über die Toten gefabelt. An seine Stelle ist die Bibel getreten (S. 91 und 97).

In einem späteren Kapitel lesen wir:

Das Reich Gottes kommt auch tatsächlich nicht durch den Kultus, den man mit „dem Worte Gottes" treibt, durch seine Theologisierung und Popularisierung, durch Bibelstunden und das immer wieder Lesen im Buche der Bücher. Das beweisen doch die zwei Jahrtausende, die hinter uns liegen ... Alle Bewegungen, Vereine, Orden, Missionen und Anstalten, Presse und Bünde für das Reich Gottes sind durchaus von dieser Welt ... Das gilt natürlich auch von der Kirche und Theologie, von Gottesdienst und allem Religionsbetrieb. Das ist alles Verweltlichung des Evangeliums vom Reiche Gottes (S. 161).

Ich sage noch einmal, daß ich diese Ausbrüche des Unmuts über weltfremde Theologie und selbstgefällige kirchliche Betriebsamkeit durchaus begreife. Was mich erschreckt, ist die verschwommene Allgemeinheit der eigenen positiven Angaben. Es wird sehr richtig gesagt, wenn wir das lebendige Wort Gottes in der Gegenwart nicht verstehen und seine Stimme nicht in unserem persönlichen Leben vernehmen, so sei es ganz ausgeschlossen, seine Worte in der Vergangenheit als seine Stimme zu hören und zu verstehen. Aber wir vermissen die entsprechende umgekehrte Wahrheit, daß wir Gottes Wort in der Gegenwart nur dann richtig zu deuten vermögen, wenn wir mit treuer Hingebung auf Gottes Wort in der Bibel hören. Müller bekennt, es sei ihm oft mitten im Leben ein Wort Jesu aufgeleuchtet und neu offenbart; aber er vergißt, seinen Lesern zu sagen, daß sie doch zuvor dies Wort Jesu ehrfürchtig lesen und in sich aufnehmen mußten, um es in feinem und treuem Herzen als Samenkorn zu bewahren. Er sagt seinen Lesern immer wieder: „Ueberlaßt euch ganz und gar Gott! Ergebt euch ihm allein, wie er euch dauernd durch das Leben ergreift, und laßt ihn walten!" Als ob es für Jedermann so selbstverständlich wäre, Gott im gegenwärtigen Leben zu finden und sich von ihm ergreifen zu lassen. Es dringen auf den Menschen unendlich viele lockende Stimmen ein. Woran soll er die echte Gottesstimme erkennen? Sollte es nicht so stehn, daß ein Mensch, der sich in die Gotteswelt der Bibel eingelesen und eingelebt hat, auch die Gottesstimme in der Gegenwart zu hören vermag; wie umgekehrt die Aufgeschlossenheit für Gottes Handeln in der Gegenwart uns oft wunderbar den Blick für biblische Worte und Wahrheit öffnet. Das Zweite hat Müller gesagt. Das entscheidend wichtige Erste vermisse ich schmerzlich. Er klagt mit Recht über den Mißbrauch, der mit Bibel und Christentum getrieben wird; aber er vergißt die Wahrheit des alten Wortes: Abusus non tollit usum (der tatsächlich vorkommende falsche Gebrauch entwertet nicht den

[1]) Vgl. Weinels Aufsatz über Schusters Methodik des Religionsunterrichts, CW 1934, Sp. 197 ff. D H

richtigen Gebrauch). Er bleibt die Hauptsache schuldig: uns Anleitung zu geben zu einem richtigen Gebrauch von Bibel und kirchlichen Einrichtungen. Er löst gar zu leichten Herzens die gesunde und unentbehrliche Spannung, die zwischen unserer Subjektivität (Hingabe an die jeweilige lebendige Gegenwart) und der objektiven Größe des in der Bibel uns überlieferten Gotteswortes besteht. Er löst sie zuungunsten von Bibel und Kirche. Und das würde Luther als Schwärmerei bezeichnen. Müllers Anweisungen passen nur für Menschen, die religiös genial sind oder zu sein meinen; für solche, die eigene Quellen der Offenbarung besitzen. Das aber empfand Luther als Schwärmerei. (Schluß folgt)

Hannover-Kleefeld Hermann Schuster

Offener Brief an Professor Hauer

Hochverehrter Herr Kollege!

Sie haben sich von der evangelischen Kirche, in deren Dienst Sie einst gestanden und in deren Geist Sie gelebt haben, ganz bewußt getrennt, um eine neue Glaubensgemeinschaft außer ihr — und schließlich doch gegen sie, zu ihrer Ueberwindung, zu begründen. Ich wende mich aber an Sie, weil Sie eine „religiöse Volksgemeinschaft protestantischer Grundhaltung" oder wenigstens eine „Religiöse Arbeitsgemeinschaft deutscher Nation" noch heute wünschen, und weil ich hoffe, daß die Einheit unseres Volkes, das sich von innen heraus erneuern muß, wenn diese ganze äußere Umstellung, in der wir stehen, Wert und Bestand haben soll, auch Ihnen ein letztes Anliegen ist.

Sie werden ja bemerkt haben, daß Sie aus bestem Willen einer großen Gefahrenzone zusteuern, die nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch den Bestand unseres Volkes als eines freien und deutschen Volkes gefährden kann. Sie werden selber bemerkt haben, daß die Parole eines deutschen Heidentums (die nicht Ihre Gegner erfunden haben, sondern die von Herrn Professor Günther in Jena stammt, der zu Ihrer Gemeinschaft gehört) geeignet ist, alle wilden und erbitternden Gefühle wachzurufen und Taten in Bewegung zu bringen, die unser Volk nur zerstören können. Ich will nicht davon sprechen, welche Menschen und Mächte sich neben ausgezeichneten Männern und Frauen doch auch um Sie sammeln, den ich und mit mir Viele achten und verehren und von dem wir Wertvolles für Kirche und evangelischen Glauben erwarteten; aber nun finden wir Sie im Bunde mit Menschen, deren Kampf gegen Christentum und Glauben oder deren rein rationalistische Einstellung doch auch Ihnen gewiß nicht zusagt. Wenn Sie sich an der dogmatischen Härte stoßen, die oft im Christentum und auch leider in unserer evangelischen Kirche hervorgetreten ist, so werden Sie schon heute gemerkt haben, daß in einer Massenbewegung sich auch das Feinste und Edelste vergröbert und versteint und daß auch Ihre Gedanken verhärtet und ins Feindselige gewandt werden. Es ist die Aufgabe derer, die um die Tiefe der Dinge wissen, immer wieder in diese Tiefe und zu dem Wesen zurückzuführen, aber nicht wegen ihrer Verhärtung die geprägte Lebensform, in der alles Lebendige wächst und die doch auch lebend sich entwickelt, zu zerreißen. Die Frage ist die: War unsere evangelische Kirche so erstarrt, daß sie sich nicht hätte jetzt zu einer Heimat unseres ganzen Volkes und seines frommen Lebens entfalten können?

Sie haben diese Frage sehr rasch mit einem Nein beantwortet, als die deutsche Reichskirche sich zu ihrer „unantastbaren Grundlage", nämlich „dem Evangelium von Jesus Christus", bekannte, „wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist". Aber eine christliche Kirche kann sich nicht selbst umwandeln in eine „lebendige Gemeinde" solcher, für die keine andre Bestimmung gilt, als daß sie (nach Ihren Worten) „wirklich aus dem Glauben, aus Gott als der letzten Wirklichkeit leben". Daß die Menschen unter Gott sehr Verschiedenes verstehen und erleben, wissen Sie als Kenner der Religionsgeschichte sehr wohl, und es wird Ihnen auch nicht verborgen bleiben, daß das nicht genügen kann, um eine Gemeinschaft zusammenzuführen — außer der allerallgemeinsten derer, die überhaupt „glauben" gegenüber den Atheisten und Materialisten. Aber Sie werden ja schon jetzt und gewiß in Ihrer Glaubensgemeinschaft erleben, daß sehr verschiedene Götter dort geglaubt werden; denn es hängt ja der Gottesglaube immer auch an den Werten oder Idealen, die einer vertritt und als von seinem Gott geoffenbart glaubt. Und hier scheiden sich die Geister. Ohne jede Bestimmtheit des Glaubens kann keine Gemeinschaft bestehen. Und daß das Wort „Deutsche" keine genügende Bestimmtheit gibt, ist Ihnen ja wohl auch so deutlich wie mir und Anderen. Denn entweder müssen Sie nun wieder einen Maßstab für die deutschen Werte haben, und den haben Sie, nämlich „die verpflichtende Offenbarung Gottes in den großen Gestalten der deutschen Geschichte, im deutschen Raum und im deutschen Schicksal", oder Sie müßten wirklich alles, was „im deutschen Raum" geschehen ist und geschieht, als deutsch nehmen; aber wohin werden Sie da getrieben werden? Im deutschen Raum standen auch Tetzel und Canisius und Max Stirner und Friedrich Nietzsche, der „gute Europäer", den man freilich heute für deutscheste Offenbarung ausgibt. Max Stirner aber lehrte: Eigennutz geht vor Gemeinnutz, und Nietzsche war der Todfeind des Christentums. Können Sie ihn mit Jesus in eine Gemeinschaft bringen, den Nietzsche bestenfalls als „dekadent" oder als von einer „sublimen Kindlichkeit" bedauern kann?

Ich bedaure aufrichtig, daß der Reichsbischof oder seine damaligen beratenden Theologen nicht mit Ihnen zur rechten Zeit verhandelt haben. Denn ich bin gewiß, daß sich hätte ein Weg finden lassen, um das, was Sie wollten und wollen, in die Kirche einzubauen. Christus ist wirklich kein Dogma, sondern der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und wo einem Hauptmann von Kapernaum, der nie Jude noch Christ war, doch um seines Glaubens willen vom Herrn der Himmel verheißen wurde, wo der Hauptmann unter dem Kreuz, der ein sehr eigenartiges Bekenntnis zu Jesus ablegte, „weil er mit solchem Geschrei verschieden war", fast zum Heiligen geworden ist, aus der Kirche, aus der ein Goethe nie ausgetreten ist und deren Theologen auch ein Lagarde im Alten Testament unterweisen durfte, konnten auch Sie nicht ausgeschlossen sein. Und wo ein Martin Luther den Jakobusbrief eine stroherne Epistel genannt hat und gesagt: „Was Christum nicht lehrt, das ist nicht apostolisch, wenn's gleich Petrus oder Paulus lehrt", wo ein Luther die Augsburger Konfession eine „confessio Leisetreterin" genannt hat, da kann kein Mensch ein Bekenntnis zum Buchstaben der Bibel oder der alten Bekenntnisse fordern, da hat jede theologische Engigkeit ihr Recht verloren. Und wo ein Schleiermacher — trotz des Ansturms der dialektischen Theologen — bis hin in die „positiven" Kreise noch heute als ein großer Führer in der Theologie gewürdigt wird und Laien überhaupt niemals unter eine Lehrforderung gestellt werden, da hat auch der neue Reichsbischof es nicht durchsetzen können, daß Kirchenvorstände und Kirchenvertretungen aufs Bekenntnis verpflichtet werden. Und wenn sie es je würden, könnte doch diese Verpflichtung wieder nur jene selbstverständliche sein, daß niemals der Buchstabe, sondern der Geist Jesu und der Glaube der Reformatoren der Grund auch unseres Bekennens und unserer Arbeit sein soll. Will man ganz und gar eine Volkskirche — und keine andere Gestalt der Kirche kann je eine Reichskirche werden, denn um des Volkes willen wird sie ja errichtet —, so kann niemals engherziger Theologengeist ihr Geist sein und Bekenntnisgebundenheit statt Gottesgebundenheit ihr Gemeinschaftsband.

Lassen Sie mich dieser formalen, auf die Freiheit unseres evangelischen Kirchenwesens gegründeten Betrachtung noch eine innerliche und geschichtliche hinzufügen.

Wenn Sie wirklich an eine Offenbarung Gottes in den großen Gestalten der deutschen Geschichte glauben, dann können Sie ja gar nicht das Christentum als eine Nebensache in dieser Offenbarung Gottes ansehen und bloß mit der Einstellung „Wir schließen uns nicht feindlich ab" und „Wir sind nicht wider ihn" zu Jesus Christus stehen. Denn es gibt keine deutschen Offenbarungen, die nicht christlich wären. Die vorchrist-

lichen sind von solcher Art, daß nur ganz wenige Aeußerungen — etwa in der Edda — heute noch uns etwas zu sagen haben. Sie bemühen sich in Ihrem „Deutschen Glauben" freilich, solches Vorchristliche und noch heute Gültige herauszuheben, aber die große Masse des Bestandes können auch Sie nicht mehr zum Leben erwecken wollen. Und wollen es auch nicht. Vom Dichter des Heliand an bis auf Goethe — der sich freilich einmal im Unmut einen dezidierten Nichtchristen nennen konnte und es auch ein paar Jahre war, aber nicht nur in der Darstellung Eckermanns, sondern auch im Faust ein dezidierter Christ sein wollte und ist — und nachher von Richard Wagner an bis auf die Dichter der Gegenwart, und auch die eigentlich völkischen Männer Deutschlands, von Lagarde an bis auf Sie selber, Alle, Alle haben ihr Bestes aus dem Christentum gehabt und auch darum gewußt. Sie können gar keine Lehrstühle für „Germanisch-deutsche Glaubenskunde" errichten, wie Sie das wollen, ohne daß das deutsch-christliche Lehrstühle werden. Oder wollen Sie den Freidank und Walter von der Vogelweide, den Meister Ekkehart und den Verfasser der „Theologia deutsch" schon davon ausschließen? Denn ohne allen Zweifel sind das christliche Männer.

Sie können auch gar nicht durch irgendeine geistige Chemie das Deutsche heraussondern wollen. Wir haben auf diesem Gebiet ja schon jetzt eine böse Alchimie, deren dilettantische Versuche Sie als geschulten Religionshistoriker wohl ebenso erschrecken wie unsereinen, wenn diesen Herrn etwa gelingt, den reinen Ernst Haeckel als den Sinn der Edda zu entdecken. Leider werden auch in Ihrem Blatt schon solche Versuche gemacht. Zum Beispiel Ernst Moritz Arndts Christlichkeit wird dort bagatellisiert, damit er als deutscher Heide erscheint, ein Mann, dessen wurzelechte christliche Frömmigkeit allerdings auch eine wurzelecht deutsche war. Oder man versucht, ein neues Lutherbild zu konstruieren, so daß alles Christliche an Luther Verbildung seines deutschen Wesens gewesen sein soll. Gewiß, es war für Luther — wie für alle Deutschen — wie für alle Völker — etwas ganz Hohes und etwas Erschütterndes, vor die absolute Forderung Gottes gestellt zu werden, vor das Allerletzte, das über Menschen aufleuchtet — und erst in Luther hat unser Volk das ganze Ungeheure dieses Gefordertseins empfunden —; aber er ist daran und dadurch, daß er daran zerbrach, hinaufgewachsen zur Erkenntnis der Gnade und der ganzen Liebe Gottes, die er in Jesus Christus erfaßte, und damit zur letzten Erfüllung auch deutschen Wesens. Auch ich glaube, daß deutsches Wesen und arische Menschheit mit hohen Gaben ausgestattet sind. Aber das Letzte wird erst in ihnen — wie in Allen — lebendig, wenn das Evangelium mit seiner Vollkommenheits- und seiner Gnadenbotschaft von der Liebe in diese Völker eindringt. Was macht heute denn Gandhi zum Apostel seines Volkes? Daß er die Liebe als die Forderung und als die Erlösung verkündigt: als die Forderung, allen Klassen- und Heiligkeitsstolz zu lassen und die Unberührbaren, die Paria, als Brüder anzuerkennen, und als die Erlösung, mit der man auch die größte Härte des Fremdregiments schließlich überwindet. Offenbart sich nicht da plötzlich — auch bei einem Mann, der nicht, wie Tagore, halber Christ ist, sondern ganzer Hindu —, daß der Geist Jesu auch dieses Volkes letzte und tiefste Umwandlung bringt? Denn Gandhi täuscht sich: auch edelster Hinduismus, auch Bhagavadgita und das Schönste im Mahabharata ist über die „Unberührbarkeit" nicht hinausgekommen; darüber hinaus führt erst der Geist dessen, der ausgegangen war zu den Verlorenen und Ausgestoßenen des Hauses Israel — und damit aller Häuser und Völker, der das Gleichnis vom Verlorenen Sohn und das andere vom Barmherzigen Samariter als seine unüberwindlichen Boten in diese Welt des Hasses, des Hochmutes, der Vorurteile und der Lieblosigkeit gesandt hat.

Und was Sie und Ihre aus innersten Gründen nicht mehr zum Christentum oder nicht nur zum Christentum sich bekennenden Anhänger von uns Christen scheidet, auch das kann ich nicht für unüberwindlich halten, wenn wirklich es Ihnen nur um die Wahrheit zu tun ist, wie man von Ihnen gewiß weiß.

Fassen wir doch einmal die Hauptvorwürfe gegen das Christentum ins Auge. Da ist einmal der Lohngedanke, den ja freilich immer noch Einige (bis hin zu Bultmann) meinen als christlichen Grundgedanken, wenn auch in Umwandlungen, aufrechterhalten zu können. Sie aber wissen sicherlich, daß Paulus mit den Werken auch jeden Lohn und jedes „Sichrühmen vor Gott" aufs schärfste abgelehnt hat, und daß es wiederum Luther gewesen ist, der darin sein echter Jünger war. Und bei Jesus ist es nicht anders, ob er gleich viel öfter noch als diese Beiden in lebendiger, aber inkonsequenter Weise vom Lohn und von der Strafe Gottes in Himmel und Hölle sprach. In Wahrheit ist sein Evangelium das Ende aller Lohngesinnung. Oder kennt man nicht sein Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg? Seine Meinung von dem, was jeder Mensch von seiner Leistung allerhöchstens sagen kann: „Herr, wir sind unnütze Knechte; wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren"? Seine Geschichte vom Verlorenen Sohn und dessen „gerechten" Bruder, der sich nach dem Gesetz der Werkbelohnung über die Handlungsweise des Vaters mit Recht verwundert und beklagt? Seine Geschichte vom Pharisäer und Zöllner: dort der Mann mit den vielen guten Werken, hier der Aufrichtige, der weiß, daß der Mensch Gott gegenüber immer nur sagen kann: „Gott sei mir Sünder gnädig"? Muß ich noch fortfahren und widerlegen, was auf Ihrer Berliner Versammlung eine Rolle gespielt hat, daß Jesu Wort: „Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten öffentlich!" nicht Händlergeist offenbart, sondern gerade Jesu Entrüstung über den Händlergeist? Kann man sich Jesus vorstellen in sein Kämmerlein gehend und die Tür hinter sich zuschließend, damit sein Gott ihm jede Stunde seines Betens vergelte öffentlich? In diesem oder in jenem Leben? Sagt er nicht vom Beten: „Ihr sollt nicht viel Worte machen, wie die Heiden? Euer Vater im Himmel weiß, was ihr bedürft". Und Gethsemane? Muß man wirklich immer noch gegen solchen groben Mißverstand der Worte Jesu kämpfen? Mit Ihnen nicht, hochgeehrter Herr Kollege, das weiß ich ganz gewiß.

Und so brauche ich auch nicht viele Worte zu machen über die christliche Lehre von der Sünde. Unzählige theologische Mißgestalten, Uebertreibungen und Abschwächungen, Verkehrungen und dogmatische wie antidogmatische Leugnungen hat die von dem Christentum als Grundlage seiner Botschaft gemachte Tatsache der Sünde über sich ergehen lassen müssen. Aber Sie — im Gegensatz zu Andern — wissen, daß die Sünde einfach eine Tatsache ist, und sagen: „Wir wissen, was Sünde und Schuld ist." Und unser Schiller war gewiß kein Orientale und kein verdorbener Mischling, als er bekannte: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld", und damit nichts andres bekannte, als was der Deutsche Luther wie der Jude Paulus und der Deutsche Gottschalk — wie der Römer Augustin — und wie der Nichtchrist Seneca auch bekannt hatten. Was aber auch etwa 1000 Jahre vor Christi Geburt der Arier Vasischta und viel später die Bhakti-Frömmigkeit Indiens bekannt hat. Es sagen's alle Herzen, alle aufrichtigen und wahrhaftigen Herzen unter dem menschlichen Tage.

Nun fahren Sie fort: „Aber wir kennen auch die neuschaffenden Mächte, die dem Ernsten selbstverständlich nahe sind." Damit wollen Sie wohl einen Erlöserglauben ablehnen, wie ihn das kirchliche Christentum (meist leider in theologisch sehr festen und unzulänglichen Formen) vertreten hat. Wenn es sich hier für Sie nur darum handelt, irgendeine dogmatische Gestalt dieses Glaubens abzulehnen, so wird kein echtes Christentum und keine rechte Volkskirche, die aller Theologie eine Heimstätte sein muß, daran hindern. Wollen Sie aber sagen, daß der Mensch keinen Menschen, der ihm den Weg weist, und keinen Gott brauche, der ihm die Sünden vergibt, so muß ich Ihnen die Erfahrung der ganzen Welt entgegenstellen. Gerade dem Ernste sind die rettenden Mächte nicht „selbstverständlich" nahe, sondern es ist ihm gewiß, daß dem Sünder, dem Menschen, immer „geholfen werden muß". Keiner von uns lebt ohne diese Hilfe — von der Mutter angefangen,

die ihm die kleinen Hände zum Gebet gefaltet hat, bis hin zu dem Manne, der uns unser Lebensziel erkennen half und segnende Kräfte in uns lebendig machte, und bis hinauf zu Jesus Christus, der einmal über unserem — auch Ihrem — Leben als d e r Heiland und Herr aufgeleuchtet ist. Darum gibt es auch keine neuschaffenden Mächte ohne die gläubige und liebende Gemeinde, und darum kann man auch sein ganzes Leben lang die Kirche nicht verlassen, die uns in Jahrhunderten von Opfern und Leiden die fortdauernde Macht jener Segenskräfte erhalten hat. Man kann sich von einer gegenwärtigen Generation in der Gemeinde hinausweisen lassen — wie es Luther geschehen ist, und Sie meinen, daß es Ihnen geschehen wäre —; aber verlassen kann man sie nicht, die „Mutter".

Und hier stoßen wir nun auch unmittelbar auf Gott. Sie sagen „neuschaffende Kräfte", und in ihrem ganzen „Bekenntnis" steht das Wort Gott nur in Wendungen, die erkennen lassen, mit welcher Vorsicht Sie über Gott sprechen zu müssen meinen: „der Gott", „der Ewige". Aber Sie sagen doch von ihm, daß er sich uns offenbart, daß er uns begegnet, daß er sich im deutschen Volk und im deutschen „Raum" für uns gültig offenbart hat, aber auch in aller anderen Zeit und in allem anderen Raum ewig offenbart. Verstehe ich Sie recht, so ist Ihnen Gott zwar nicht der bloße Inbegriff der Welt, das Sein, gar die Natur, wie vielen Ihrer Genossen vom Deutsch-Glauben; aber Sie meinen doch wie Andere — ich nenne nur Mandel und Hermann Schwartz —, daß nicht der Gott der Bibel, der heilige persönliche Gott, der „Vater im Himmel", von uns geglaubt werden könne, sondern daß allein die pantheistische Gottheit der Mystik dem „religiösen Urwillen unseres Volkes", der für Sie „unbedingt verpflichtet", entspreche. Allein, da dieser mystische Gott, jenes „ungeschaffene Meer" der Gottheit, jenes flutende, lebendige, schöpferische und neuschaffende Sein oder Leben der Gott a l l e r Mystik ist, auch der griechischen und indischen, und nicht nur der arischen, sondern auch der semitisch-islamischen und der chinesischen des Taoismus, so kann in ihm sich unmöglich der Urwille u n s e r e s Volkes aussprechen, wenn ich auch nicht leugnen will, daß die Arier eine ursprüngliche Anlage und Neigung zur Mystik haben, stärker als andere Rassen, die vielleicht von ihnen gelernt haben.

Es handelt sich aber in dieser letzten Frage der Menschheit nicht um Anlage, Begabung und Rasse, sondern u m d i e W a h r h e i t. Um die Wahrheit über Gott, nach der alles fragt, was Menschenangesicht trägt. Keine Rassenneigung entbindet uns von der harten, einfachen Wahrheitsfrage: Ist das Letzte, das die Welt im Innersten zusammenhält, ein flutendes Meer des Unbewußten, „west" Gott nur an den Dingen, „ist" er nicht, sondern „wird" er und gestaltet er sich erst an und in der Welt, schlägt er im Menschen erst die Augen auf und beginnt in uns erst sein Herz zu fühlen und zu wollen? Oder ist Gott heiliger, bewußter, persönlicher Wille, Herr und Vater, nicht nur Schöpfer, sondern auch bewußter Lenker der Geschichte und Herr und Leiter unseres Einzelschicksals? Das ist die Frage.

Daß unsere moderne V o r s t e l l u n g von Gott nach Kopernikus und auf dem Boden des neuen Weltbildes nicht mehr die alte personalistische sein kann, ist Jedem, auch jedem Christen klar. Aber der gesprochen hat: „Der Himmel ist sein Thron und die Erde seiner Füße Schemel", und der geschrieben hat: „Gott ist Geist", Gott wohnt nicht auf dem Berge Garizim und nicht in dem Tempel zu Jerusalem, und Luther, für den Natur und Geschichte nur eine „Mummerei und Larverei Gottes" sind — sie alle haben auch schon vor Kopernikus in der Gottesvorstellung mit der alten Kindlichkeit gebrochen. Die Frage aber ist, ob damit auch die Einheit und Bewußtheit eines geistigen Lebens in Gott und die klare Willensbestimmtheit, die Heiligkeit und Gnade Gottes zugunsten naturhafter Vitalität aufgegeben werden müssen. Wir Christen verneinen das und können, wie gezeigt, doch das Richtige am Panentheismus — wie Eucken, oder Theopanismus, wie Rudolf Otto das nennt — durchaus zugeben, meinen aber, den Tatsachen des Lebens — besonders des persönlichen Menschenlebens — gegenüber ohne Glauben an einen persönlichen Gott nicht bestehen zu können. Die Werte persönlichen Geisteslebens, die doch in der Welt und im persönlichen Menschengeist da sind und die doch auch Sie als die höchsten schätzen, schließen aus, daß der Weltgrund unpersönlicher, unterpersönlicher Art ist, daß er bloß „west". Darum scheint mir, daß auch Sie diesem nicht ferne seien, wenn Sie von Offenbarung Gottes in Menschen und Völkern sprechen, denn in dem persönlichen Geist kann sich doch wohl nur persönlicher Geist kundtun. Gewiß ist all unser Reden von Gott unzulänglich und unvollkommen; aber wenn wir von ihm reden, werden auch Sie nicht die Bilder und Symbole beim Naturhaften, sondern im Höchsten suchen, was uns im Geistesleben des Menschen entgegentritt. Und das ist Persönlichkeit, Reinheit und Liebe.

Damit sind wir bei der letzten Frage angelangt, die zwischen uns verhandelt wird und die besonders Rosenberg in die Debatte geworfen hat: d i e F r a g e n a c h d e n W e r t e n. Ich denke und hoffe, daß Sie nicht wie Rosenberg meinen, daß das christliche Sündenbewußtsein die edlen Werte menschlicher Güte und Tapferkeit ausschließe. Sie wissen, daß Jesus nicht Selbstv e r a c h t u n g, sondern Selbstv e r l e u g n u n g verlangt hat. Und daß die „Ehrfurcht vor sich selbst", die Rosenberg dem christlichen Sündenbewußtsein gegenüberstellen will, auch ihrem Verkünder Goethe nur als der letzte Untergrund jener d r e i f a c h e n Ehrfurcht erschien, in der sich die wirkliche Religion darstellt und deren „höchste" die christliche Ehrfurcht vor dem, „was unter uns ist", auch nach Goethes Meinung sein muß. Sie wissen so gut wie viele Andere in Ihrer Schar, daß Jesus ein Held war, kein Held des Krieges, aber einer des Kampfes für sein Reich der Wahrheit, bis hin zum Tod am Kreuz, dem Tod der höchsten Schmerzen, der völligen Verlassenheit und der Schande, und daß er starb nicht sich zugut und zum Erweis seines Heldentums, sondern den „Vielen zugut", die ihn verließen und ans Kreuz schlugen. Sie kennen die gleiche Art des ganzen Neuen Testaments, die Heldenhaftigkeit des Apostels Paulus und der vielen Namenlosen, und jene ewigen Worte: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!" — „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet..." — „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht", den Spruch, in dem besonders groß die Tapferkeit für die Anderen und gegen sich selbst neben die Tapferkeit im allgemeinen gestellt sind. Und die Ehre, von der Adolf Hitler und Rosenberg sprechen, und mit der sie ganz gewiß nicht bloß das Aeußere meinen, was uns die Menschen und die Völker geben können, sondern das Innerste — ist diese Ehre nicht auch im Neuen Testament einer der Hochbegriffe, wenn Jesus im Johannesevangelium um „seine Ehre" streitet? Aber freilich, der Jesus des Johannes weiß, daß unsere Ehre nicht bei Menschen steht und unser letzter Kampf nicht für Menschenehre gefochten wird: „Ich suche nicht meine Ehre, sondern ich ehre den Vater." Und er weiß entscheidend, daß schließlich unsere Ehre nicht an Menschenurteil hängt, sondern an Gottes Gericht: „So ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts. Es ist aber mein Vater, der mich ehrt." Dasselbe hat auch Paulus gesagt, wenn er seinen Gegnern bezeugt, daß er sich nicht vor ihrem Urteil und nicht vor irgendeinem „menschlichen Tage" fürchte, weil er sich keiner Verfehlung in ihrem Sinne bewußt sei; aber er macht auch nicht sein eigenes, leicht irrendes Gewissen zum Richter über sich, sondern den unfehlbaren Gott, der das Menschenherz besser kennt, als es sich selbst versteht. Ihm müssen wir unsere Ehre befehlen, auch die Ehre unseres Volkes, die nicht durch Siege hergestellt wird, sondern durch eine Neugeburt, und die nicht bedeuten kann, daß unser Volk zum stolzen Herrn über die andern Völker wird, sondern daß es sein ihm von Gott geschenktes Wesen in Freiheit und Kraft ausleben kann zum Segen aller Einzelnen und zum Segen aller Völker.

Ich denke, daß Sie in alldem ebenso denken wie unsereiner und darum hier keinen Gegensatz sehen können zum Christentum, sondern nur seine Bestätigung aus deutschem Empfinden

heraus. Und wenn ich die Kette der christlichen Tugenden aus dem Neuen Testament so weiter fortsetzen wollte, so wäre es immer derselbe Tatbestand. Worauf aber mehr ankommt, ist dies: alle Werte müssen schließlich ihren Wert empfangen von einem höchsten Werte. Und hier erst entscheidet sich, ob das Christentum „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist oder nicht. Aber ich meine, daß auch hier klar zutage liegt, daß schließlich erst die Liebe, wie Jesus sie verstand und lebte, treu bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, daß die Liebe erst all die anderen Werte zu wirklichen Werten macht. Stolz, Ehrgefühl und Mut: sie wandeln sich, ohne daß die Liebe ihnen den Weg und das Ziel weist, in Hochmut, Ehrgeiz und Leichtsinn oder Spiel mit dem Leben. Und so ist es mit allem, was der Mensch an hohen Gütern sein eigen nennt. Erst die Liebe zu Gott und zum Nächsten, das vornehmste Gebot, der höchste Wert, adelt die anderen Werte zu dem, was sie wirklich sein können.

Aber wie Sie selbst persönlich auch darüber denken mögen: auf keinen Fall kann ein Volk ohne Liebe leben und auf keinen Fall ist Liebe gegen die letzte und tiefste Bindung des deutschen Gewissens. Darum braucht man nicht aus der Kirche Jesu Christi hinausgehen und nicht das Christentum zu verlassen, wenn man seines Volkes edelste Werte leben will.

Zum Schluß noch einmal: Wenn christliche Kirche geistig und seelisch Unfreiheit bedeutete, so würden wir Alle nicht mehr in ihr leben wollen. Aber wenn Luther sein erstes Bekenntnisbuch vor Papst und aller Welt mit der Botschaft von der Freiheit eines Christenmenschen hat in die Welt gehen lassen, so war es ganz gewiß nicht nur der Deutsche in ihm, der so sprach, sondern auch der Jünger des Paulus und des Johannes und durch sie der Jünger Jesu. Ihnen brauche ich die Worte des Neuen Testaments nicht anzuführen, die hier in uns allen aufklingen; Sie wissen, daß schönere, stolzere und edlere Worte über die Freiheit nicht geschrieben worden sind, Worte, in denen aber auch die Freiheit immer wieder ihren Unterschied von Lieblosigkeit, Frechheit und Bindungslosigkeit und ihre Grenze in der Liebe zum Bruder findet, und darum erst in der Liebe rechte Freiheit wird, segnende Freiheit.

Es liegt viel daran, daß Sie und diejenigen Ihrer Gesinnungsgenossen, die in Wahrheit noch Christen sind, sich nicht für immer von der Kirche scheiden. Unheilvoll im höchsten Sinne würde sein, wenn jetzt Tausende von Menschen, die ohne Verständnis, ja voll Haß gegen die Kirche waren, sich zu Ihnen gesellten und das, was von Ihnen rein gemeint ist und im letzten Grunde eine Stück edlen Christentums ist, nur wegen der Fehler, die die Kirche früher gemacht hat und (wie alles Menschliche) fortdauernd macht, zu einer neuen schroffen Feindschaft gegen die Kirche umgestalten würden. Und wie heilsam für unser Volk wäre es, wenn Sie Tausende mitbrächten, mit neuer Freude und neuer Bereitwilligkeit an der werdenden deutschen Gesamtkirche mitzuarbeiten. Ich bitte Sie darum herzlich: Lassen Sie davon ab, ein neues deutsches Heidentum zu begründen oder gar ein monistisches oder noch älteres freidenkerisches Heidentum zu neuem Leben und neuer Macht zu bringen und dadurch einen neuen, höchst gefährlichen Stoff der Zwietracht unserem Volke einzuimpfen. Helfen Sie, daß religiöser und weltanschaulicher Friede werde in unserem Volk. Wenn Gott wirklich in unserer Geschichte sich offenbart hat, wie auch ich mit Ihnen glaube, so hat er sich auch in unserer christlichen Geschichte offenbart. Und es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese innige und so segensreiche Verbindung jetzt zu zerstören oder unheilvolle Kämpfe hervorzurufen. So wahr Sie es gut meinen, helfen auch Sie mit, daß eine einige deutsche Kirche sich baue, in der die Segenskräfte des Christentums das Beste hervorholen und lebendig werden lassen, was Gott unserer Rasse und unserem Volke ins Herz gelegt hat.

Ihr aufrichtig ergebener

Jena Heinrich Weinel

Wir jungen Theologen

In Gesprächen mit Männern und Frauen der verschiedensten Stände, vor allem aber in den Aeußerungen der akademischen Jugend, kann man immer wieder, sobald die Rede auf die Kirche kommt, in mehr oder weniger abgeänderter Form das harte Urteil hören: „Die letzte Pastorengeneration hat versagt." Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten dieses Vorwurfs einzugehen. Nur die Frage muß man sich vorlegen: Wie konnte es möglich sein, daß der durch die Schrecken und Aengste des Weltkrieges und durch die Nöte und Sorgen der Nachkriegsjahre von Gott auf solch eine furchtbare Weise vorbereitete Menschenacker unseres deutschen Volkes so wenig Frucht trug? Wie konnte es dahin kommen, daß die Kirchen, statt übervölkert zu sein, leerer und leerer wurden, daß aus Abneigung und Indifferenz gegenüber der Kirche offene Kirchenfeindschaft entstand? Zweifellos haben viele Faktoren zur Herbeiführung dieses Zustandes mitgewirkt. Aber man kommt um die Feststellung nicht herum, daß die bisher für das Leben und die Entwicklung der Kirche Verantwortlichen den Gefahren und Anfechtungen nicht zu begegnen wußten. Dies hat verschiedene Gründe.

Einmal ist es das durch die Eingliederung der Pfarrer in die Klasse der höheren Beamten bedingte Festhalten an der bürgerlichen Lebenshaltung zu einer Zeit, wo die Mehrzahl der Volksglieder auf den proletarischen Lebensstandard herabgedrückt war. Bei den unteren Ständen und ebenso bei der in Not heranwachsenden Jugend mußte die Empfindung wachsen, daß dem eingetretenen sozialen Strukturwandel, der notwendig einen Wandel der Weltanschauung mit sich brachte, nicht Rechnung getragen wurde. Der Pfarrer erschien oft nicht in erster Linie als Diener an Kirche und Volk, sondern als Glied einer Interessentengruppe, die für die Ein- und Erhaltung ihrer „gutbürgerlichen" Lebensformen kämpfte. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Akademikertum verstärkte noch diese Tendenzen.

Diesem Gruppenegoismus gesellte sich die auf einem maßlosen Individualismus beruhende Zerrissenheit der Theologen in einzelne kirchliche Parteien. Man war nicht zuerst Glied einer christlichen Kirche, sondern Anhänger der positiven, liberalen, dialektischen, religiös-sozialistischen, berneuchener oder wer weiß welcher Richtung. Nun soll in keiner Weise einer theologischen Uniformierung das Wort geredet werden, aber, daß all die theologisch Nichtgebildeten Ratlosigkeit, Verzweiflung und schließlich Resignation befallen mußte, wenn sie sich solch einer Unmenge von Gruppen gegenübersahen, die alle den Anspruch unbedingter Richtigkeit und Wahrheit für ihre Lehren erhoben, war nur zu natürlich. Man stelle sich vor, welchen Eindruck es in den die eigentlichen Streitfragen häufig nicht durchschauenden Laienkreisen hervorrufen mußte, wenn sich die Geistlichen ein und derselben Kirche in wenig schöner Weise bekämpften. Und all dies angeblich zur Ehre Gottes! Die in der Vorkriegszeit üblichen Debatten zwischen Liberalen und Positiven mit ihren häßlichen Nebenerscheinungen finden heute noch vielfach ihre Fortsetzung, wenn auch unter teilweise veränderten Fronten. Bei dem denkenden, berufstätigen Menschen, der weder Zeit noch Gelegenheit hat, sich eingehend mit diesen Fragen zu beschäftigen, mußte die Erkenntnis durchbrechen, daß die zur Verkündung des Evangeliums Berufenen auf viele Fragen keine klare Antwort zu geben wissen.

So war die Lage bis zum Anbruch des Dritten Reiches mit seinem totalen Staatsgedanken. Welche Haltung und welche Aufgaben ergeben sich hieraus für uns junge Theologen, die sich sowohl und zuerst vor den Anspruch der letzten Wirklichkeit gestellt sehen, die aber auch um die Verpflichtung an Volk und Staat wissen? Da ist nun mit aller Entschiedenheit vorweg zu erklären, daß, mag auch die eine oder andere Fehlentwicklung erkannt und abgestellt werden, die Welt Welt bleibt, die vom Reich Gottes in unendlich weitem Abstand entfernt ist. Mit anderen Worten: das Gefühl einer gewissen Befriedigung und Sicherheit, das etwa einen Staatsmann nach großen Erfolgen ankommen mag, darf in einem Theo-

logen niemals Raum gewinnen. All unser Tun und Denken steht unter dem ewigen Verdikt des Paulus: „Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollten." Nur von dieser Grundtatsache her ist das Folgende zu verstehen. Alfred Dedo Müller betont in seinen letzten Schriften die Notwendigkeit einer steten Unterscheidung von theologisch richtigen und falschen Aussagen. Man kann dem zustimmen, allerdings nur unter dem Vorbehalt, daß auch das theologisch Richtige vor Gottes Urteil falsch sein kann und also unter dem Gericht steht. Die Erkenntnis der Relativität aller irdischen Ordnungen, Normen und Anschauungen ist ein Postulat der sündigen, irrenden Menschenseele.

Dennoch muß man den Mut haben, aus der uns auf der Hochschule oft empfohlenen Neutralität herauszugehen und sich mitverantwortlich zu wissen für die Lösung der kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme. Hierbei kann eine klare Kompetenzentscheidung nur von Vorteil sein. Der Christ und vor allem der junge Theologe im neuen nationalen Staat weiß um seine Existenz in einem zwiefachen Bürgertum, dessen Reiche man mit Friedrich Naumann jeweils an Rom oder Nazareth gebunden sieht. Der Staat, „ein Stück des Kampfes ums Dasein, ein Panzer, der aus dem Körper der Schildkröte herauswächst, ein Gebiß, das die Nationalität sich schafft, ein Gemächte aus Willen, Soldaten, Paragraphen und Kerkern" (Fr. Naumann, Briefe über Religion, S. 42), ist in seiner ganzen Härte und Brutalität anzuerkennen. Die allerdings vorhandene Gefahr eines Uebergriffs ist durch die kirchenrechtliche Scheidung der Gewalten in ein jus circa sacra und ein jus in sacra eingedämmt. Falls es doch zu einem Konflikt kommen sollte — die Möglichkeit hierzu besteht durchaus, da Apg. 5, 24: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen" als unbedingte Forderung bestehen bleibt —, dann gibt es nur die Alternative: Entweder dem Gebot der Staatsgewalt wider das Gewissen zu gehorchen oder ins Martyrium zu gehen. Gerade wir jungen Theologen, die wir unser deutsches Volk lieben und zu jedem Opfer, selbst dem des eigenen Lebens, im Interesse der Erhaltung des Vaterlandes bereit sind, gerade wir haben die Pflicht, gegebenenfalls dem Staat ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen, wenn anders wir Christen sind. Allerdings, man muß dann auch den Mut haben, sich dem Gericht des Volkes zu stellen.

Mit dieser grundsätzlichen, rückhaltlosen Bejahung des nationalen Staates und seines autoritär-totalen Anspruches hat zusammenzugehen eine beispiellose Bereitwilligkeit gegenüber den Aufgaben des nationalen und sozialen Lebens. Gerade unsere akademische Bildung, die nicht, wie bisher, Isolierschicht, sondern im Gegenteil Bindungsmittel werden soll, vermag uns das nötige Rüstzeug und die Großzügigkeit zu verleihen für den Dienst an der Volksgemeinschaft. Ein Volk, das den Tag der Arbeit am 1. Mai und den Reichsbauerntag in dieser erhebenden Form feierte, schreit förmlich nach einer Volkskirche. Und sie wird kommen, wenn wir jungen Geistlichen uns in diese Volksfront als gleichberechtigte Glieder bewußt einreihen. Der Pastor, der sich heute noch mit dem Majoratsherrn, dem Apotheker und dem Arzt zusammen zum „Honoratiorentisch" gehörig betrachtet, mit dem „geht nicht die neue Zeit". Der junge Theologe gehört überall hin — nur nicht an den „Honoratiorentisch". Denn er betrachtet sich nicht mehr in erster Linie als Akademiker, sondern als Glied des Volkes. Dieses neue Gemeinschaftsbewußtsein wird den angehenden Geistlichen fähig machen, die Nöte, Wünsche und Sorgen anderer Stände zu verstehen und für sie einzutreten, neue geistige Strömungen und Bewegungen völlig ernst zu nehmen und nicht zu übergehen oder ihre Konsequenzen zu scheuen. Es wird dem Sehnen einer ganzen Volksklasse, der Arbeiterschaft, wieder Sinn, Ziel und Weg geben und wird schließlich dann, so Gott will, die uns geschenkte „letzte Chance" nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Pohla b. Bischofswerda Manfred Köhler

Wissenschaft, Glaube, Philosophie

(Schluß)

III. Jaspers und Hartmann

1. Das Wesen der Philosophie

Wir sind mit Jaspers ausgegangen von dem Gegensatz, wie er ihn sieht, zwischen Philosophie und Wissenschaft. Nun sehen wir diesen Gegensatz als einen innerphilosophischen vor uns: „Das ist keine Philosophie, sondern Wissenschaft," so müßte ein konsequenter Parteigänger der Jaspersschen Philosophie ausrufen, wenn er Hartmanns Ansatz sich vergegenwärtigt. Und umgekehrt könnte ein Schüler Hartmanns behaupten, daß die Prinzipien der Jaspersschen Philosophie dem widersprechen, was er als Wesen philosophischer Forschungsarbeit sehen gelernt hat. Es ist der alte Gegensatz von prophetischer und wissenschaftlicher, von erweckender und forschender Philosophie, der hier wieder einmal zum Ausbruch zu kommen droht. Leidenschaftlich persönlich die eine, leidenschaftlich sachlich und deshalb unpersönlich die andere. Jaspers' System, wirklich wie eine Minerva, die gewappnet dem Haupte ihres Zeus entsprungen ist, ohne greifbaren Zusammenhang mit einer Schultradition und auch ohne die Absicht, ja mit ausdrücklicher Abwehr irgendwelcher Schulbildung — ein erratischer Block mitten in dem ganzen Schulphilosophiebetrieb von heute. Andererseits gerade bei Jaspers das Bewußtsein einer ausgesprochenen Nähe zu der großen repräsentativen Philosophie der Vergangenheit, ein Bewußtsein eigener Sendung und eigener Notwendigkeiten, aber ihnen ursprünglich zugehörig durch den Willen, philosophischem Glauben in systematischer Form Ausdruck zu geben. Hartmann dagegen, wie schon hervorgehoben, vorsichtig prüfend, Schritt für Schritt das Problem eingrenzend, von bereits analytisch gesicherten Positionen aus weiter vorstoßend, ein unendliches Feld weiterer Aufgaben ausbreitend. In der Anknüpfung an verwandte Forschungen zwar sehr sparsam, meist kritisch, aber doch in der Tendenz und Problemstellung gleichen Sinnes, nur mit der Einschränkung, daß die Vorgänger, z. B. Scheler, immer wieder den Boden des reinen Phänomenzusammenhangs zugunsten metaphysischer Standpunkte verlassen haben, während nun endlich die Konsequenz reiner Sachlichkeit zum Siege zu führen sei. Ausgesprochen der Wille zur Kontinuität mit weiterer Forschung in gleichem Geiste und gleicher methodischer Haltung, die Tendenz: Schule zu bilden.

2. Die Methode

Die methodische Haltung der beiden Werke ist grundverschieden. Wissenschaftliche Sachlichkeit, für Hartmann das höchste Ideal auch der philosophischen Forschung, ist für Jaspers kein Kriterium da, wo es sich wirklich um Philosophie handelt. Sie ist notwendig, ja dadurch indirekt wenigstens auch existentiell bedeutsam, wo es sich um Wissenwollen handelt. Nur wenn ich sachlich mich bis zu den Grenzen der Weltorientierung herangefragt habe, kann ich von der Transzendenz her die rechte Antwort erfahren. Sachlichkeit allem schon zwingt uns, die Tatsache des Scheiterns in der Welt anzuerkennen und uns nicht mit einer harmonischen Weltansicht zu trösten. Aber mit Sachlichkeit allein kommen wir nicht zu Ende, wo es sich um Glauben handelt. Es gilt umgekehrt, das Recht auf Sachlichkeit kritisch zu begrenzen, damit sich nicht unter ihrer Maske ein Unglaube oder Aberglaube dem echten philosophischen Glauben in den Weg stellt. Ein solcher sachlich maskierter Unglaube wäre z. B. die auf die Deszendenztheorie sich berufende materialistische Anthropologie.

Jaspers sieht in der Dialektik eine echte Methode philosophischer Reflexion. Hartmann dagegen hält einen Fragenkomplex solange nicht für sturmreif, als es nicht gelungen ist, die Dialektik in der Fragestellung, selbstverständlich unter Beibehaltung des Problemgehaltes, wegzuschaffen. So schlägt Hartmann etwa vor, das Historismusproblem, d. h. hier das Problem des historischen Relativismus, aus seiner Fassung als Methodenproblem herauszulösen und die Tatsache des

Verstehens selbst zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Damit „gerät man wieder an das fruchtbare βάθος[1]) der Erfahrung, das dem Geschichtsbewußtsein offen steht". Die Frage, die dabei bleibt, ist freilich die, ob wir jemals aus der Untersuchung des Empirischen heraus eine solche Prinzipienfrage werden lösen können; ob es überhaupt noch dieselbe Frage ist, die wir dabei vor Augen haben. Man kann das Historismusproblem als eine leere Vexierfrage ablehnen, und das tut Hartmann im Grunde mit seinem Vorschlag. Aber diese Ablehnung bleibt objektiv unzureichend, solange sie lediglich mit dem Hinweis begründet wird, daß wir auf analytischem Wege keine Lösung finden können. Denn damit ist die Vermutung nahegelegt, daß sich darin ein echter philosophischer Gehalt verbirgt, der nur eben auf analytischem Wege nicht zugänglich ist. Im Einzelfall mag auch das Umgekehrte vorliegen: daß der Dialektiker da bei der Formulierung eines dialektischen Verhältnisses stehen bleibt, wo sich dem beherzten Zugriff des Analytikers ein einfacher, aber höchst aufschlußreicher Sachverhalt eröffnet. Das sind jedoch vielfach Fragen einer individuellen Genialität, die sich — und darüber mag sich gerade der Analytiker manchmal täuschen — nicht lehrhaft fortpflanzen läßt, sondern ebenso einmalig ist wie die Erhellung neuer Zusammenhänge durch schöpferische Dialektik.

Doch die Methodenfrage ist sekundär, meint Hartmann. Sie werde bezeichnenderweise doch immer erst von den Epigonen gestellt und nur im Blick auf bereits geschaffene Werke beantwortet. Auch Hegels Dialektik sei nicht als abstrahierte Methode, sondern in der Genialität der Anwendung und der Anpassung an den jeweiligen Stoff zu bewundern. Ueberdies beruhe sie auf einer eigentümlichen Erfahrung der Wirklichkeit, wie Hegel selbst zu verstehen gebe. Es wäre nur zu fragen, ob es nicht eine ganz bestimmt qualifizierte Wirklichkeit sei, die auf dem Wege der Dialektik, sei es erfahren, sei es begrifflich erfaßt wird, eine Wirklichkeit, der eben auf analytischem Wege einfach nicht beizukommen ist. Hartmann sieht sich in einer sachlichen Nähe zu Hegel, die unter diesem Gesichtspunkt höchst erstaunlich ist. Wie, wenn es Hegel gerade auf jene spekulativen Gesichtspunkte angekommen wäre, die Hartmann beiseite schafft, weil sie ihm unwissenschaftlich, ja unsachlich erscheinen?

Hartmanns eigener methodischer Gesichtspunkt ist eigentlich nur der eine: Analyse des Phänomenbestandes, und diese Maxime ist freilich unbestimmt genug, um überall anwendbar zu sein. Ungleich differenzierter ist das Methodenbewußtsein, mit dem Jaspers an seine Aufgabe herangeht. Er weiß um die Schwierigkeiten dialektischer Behandlung, er trennt scharf zwischen eigentlich gemeinten Analysen und solchen, die im dialektischen Zusammenhang nur uneigentlich, dialektisch gemeint sind. Das immer erneute Sichabstoßen aus der Ruhe der Betrachtung in die dialektische Bewegung hat etwas Großartiges. Die Entwicklung der Weisen des Transzendierens ist von einer überzeugenden Durchsichtigkeit. Andererseits scheut Jaspers auch nicht die etwas schwerfällige Wiederholung einzelner Analysen, wo der dialektische Zusammenhang es notwendig erscheinen läßt. Nur wer ihn analytisch mißdeutet, kann darin einen Mangel erblicken — es sei denn, er erstrecke seinen Angriff auf die dialektische Methode mit.

Es ist hier nicht der Ort, eine Untersuchung über die verschiedenen Formen der Dialektik anzustellen. Aber es muß doch darauf hingewiesen werden, wie sehr bei Jaspers die Gestalt der Dialektik seiner philosophischen Gesamtkonzeption angemessen ist. Während es Hegel darauf ankam, ganz allgemein gesagt, jeweils die Ganzheit der durch einen dialektischen Prozeß verbundenen Glieder herauszuarbeiten und so den Prozeß an seinem Ende wieder in den Anfang zurücklaufen zu lassen, ist es bei Jaspers die Bewegung des Aufschwungs aus der einen Sphäre in die andere auf dem Grunde einer durchaus dualistisch gesehenen Wirklichkeit, was die Gestalt seiner Dialektik bestimmt. Man mag sie darum wie die Kierkegaardsche mit Leisegangs wenig schmeichlerischem Ausdruck eine „abgehackte" Dialektik nennen — es bleibt jene großartige Angemessenheit an den philosophischen Gehalt des Systems bestehen, die dem Leser immer von neuem entgegentritt.

[1]) Tiefe.

3. Die Gehalte

Der Konflikt tritt in sein akutes Stadium erst, wo wir nach den Gehalten des jeweiligen Philosophierens fragen. Beschränken wir die Frage zunächst auf die Gehalte der Existenzerhellung. Was weiß Hartmann vom Selbstsein zu sagen? Hier trifft er in der Tat nur das durch Charakter, Leistung usw. bestimmte, also das im Sinne von Jaspers empirische Ich. Wichtig ist aber für die Kontroverse, daß schon dieses von Hartmann als ein Sein aus Freiheit, als ein sich selbst gestaltendes Wesen gefaßt wird. Nicht anders steht es mit der Kommunikation. Was Hartmann als das Ethos der Teilhabe beschreibt, überschreitet im Jaspersschen Sinne nicht die Grenzen der Daseinskommunikation. Es ist nicht an dem, daß ich erst durch die Teilhabe des Anderen mein eigentliches Sein gewinne. Ich kann verkümmern, wenn mir die Teilhabe überhaupt versagt wird. Aber ich habe nicht gerade diesen einen Einzelnen, den ein undurchdringliches Schicksal mit mir zusammengeführt hat, dazu nötig. Orientiert ist endlich die Bejahung durch den Andern stets an einem vorgegebenen festen Wertmaßstab. Es ist keine Rede davon, daß ich mir die existentielle Wahrheit, in der wir zusammen leben wollen, erst mit dem Andern zusammen erringe. Endlich die Grenzsituationen: auch Hartmann spricht vom Ganzwerden der Individualität aus sich selbst. Aber es ist bei ihm ein Prozeß analog dem organischen Sichausgestalten. Der Einzelne erlebt es nicht als notvolle Forderung. Es steht außer Beziehung zu Tod, Leiden, Schuld, Kampf. Diese sind überhaupt nicht als spezifische Probleme des „geistigen" Seins gesehen oder wenigstens das Entscheidende davon nicht, der Tod, der lediglich als Merkmal der Endlichkeit des individuellen (und in der Folge auch des objektiven) Geistes erscheint.

Was bleibt also von den Gehalten der Existenzerhellung übrig, wenn man konsequent analytisch nach Selbstsein, Kommunikation, Grenzsituationen usw. fragt? Es ist in der Tat alles bei Hartmann da, was sich rein analytisch darüber ausmachen läßt. Es fehlen jedoch alle jene Momente, die existentiell im eigentlichen Sinne sind: der Drang zum Selbstsein, der in allen analytisch aufweisbaren Momenten des Ich nur die Erscheinung des Selbst erblickt, der durch die bloße Daseinskommunikation durchstoßen möchte zur existentiellen Kommunikation, die ihre Nichtverwirklichung als Not empfindet, der es als strenge Forderung erfährt, sein Sein zur Ganzheit zu bringen; und so fehlt notwendig auch die existentielle Bedeutsamkeit des Transzendenzgedankens. Jaspers versteht seine Philosophie als Artikulation eines Glaubens. Er sieht darum in Religion und Theologie ernsthafte Widersacher. Für Hartmann sind sie wie alles andere nur Phänomene, die überdies wegen ihres Widerstandes gegen eine objektive, wissenschaftliche Durchdringung, wegen ihrer Irrationalität, die hier beinahe als „Unvernünftigkeit" verstanden wird, mit einer gewissen Ueberlegenheit behandelt werden.

„Geist und Existenz", so könnte man versuchen, den Unterschied der beiden Werke zu umschreiben. Aber es genügt nicht, einfach die verschiedene Themastellung dafür verantwortlich zu machen. Diese Verschiedenheit im Thema ist gar nicht von der Art, daß sie sich gegenständlich bezeichnen ließe, da ja Existenz kein Gegenstand analytischer Betrachtung ist. Das Wesen des geistigen Seins umfaßt Momente, die gleichsam auf der Grenze von Welt und Existenz stehen. Ein solches Moment ist etwa die Freiheit. Und hier zeigt sich: Nur wenn der Dualismus von Welt und Existenz gesehen wird, ist das Wesen der Freiheit deutlich zu machen.

Man könnte sagen: was Jaspers zu erhellen unternimmt, ist grundsätzlich über das hinaus gelegen, was Hartmann erforscht. Wie der philosophische Glaube aus dem religiösen heraus erwächst, um sich mehr und mehr von ihm zu unterscheiden, so hat auch die Existenz wohl ihren Fußpunkt in dem von Hartmann erfaßten geistigen Sein, aber sie ist grundsätzlich etwas darüber hinaus und muß sich scharf davon abzusetzen wissen. Aber man darf dieses Verhältnis nicht wieder als ein Ueberbauungsverhältnis im Sinne Hartmanns verstehen. Es ist keine analytisch nachweisbare „getragene Autonomie", die Geist und Existenz miteinander verknüpft. Das Verhältnis ist ein grundsätzlich anderes. Es läßt sich nicht ontologisch fassen, sondern nur in jener Bewegung des Aufschwungs, die Jaspers mit seiner Dialektik zu umschreiben sucht.

4. Die Grundhaltungen

Alle diese Divergenzen aber wurzeln in einer durchgreifenden Verschiedenheit der Grundhaltung. Bei aller Skepsis an der Tragkraft der Wissenschaft, bei aller Kritik gegenüber dem Kirchenglauben ist Jaspers getragen von Gläubigkeit an das eigentliche Sein, an den Halt in der Transzendenz. Hartmann dagegen bezeichnet seine Haltung selbst als Aporetik. Das will besagen: er will nur genau so viel als Antwort auf die gestellte Frage sagen, als sich mit aller wissenschaftlichen Strenge und Gewissenhaftigkeit behaupten läßt. Was darüber hinausliegt, wird mit Bewußtsein und ausdrücklichem Eingeständnis offengelassen und späterer Beantwortung vorbehalten.

Diese Haltung ist wissenschaftlich in der Tat vorbildlich. Sie versagt da, wo es um andere Dinge geht als um Wissenschaft. So etwa in der Politik, die Hartmann auch eines Tages dem wissenschaftlichen Fachbearbeiter überantworten möchte. Hier wie in den Dingen des Glaubens handelt es sich um aktuelle, stets neue und darum nicht abstrakt allgemeingültig zu fällende Entscheidungen. Man kann nun natürlich aus der Philosophie alles heraußen lassen, was mit solcher Entscheidung zu tun hat. Wenn man Philosophie als strenge Wissenschaft versteht, ist man zu dieser Konsequenz geradezu gezwungen. Darum entfällt aber bei dieser Auffassung auch die Berufung der Philosophie, Welt- und Lebensanschauung gestalten zu helfen, ja darin führend voranzugehen. Denn es ist nun einmal unmöglich, diese Berufung rein mit den Mitteln analytischer Aporetik zu erfüllen.

5. Konsequenzen

Unsere in der Hauptsache rein analytisch-phänomenal gefaßte Antithese gestattet keine synkretistische Lösung. Entweder aporetische Wissenschaft oder Artikulation, begriffliche Fassung eines Glaubens. Die Philosophie kann nicht beiden Aufgaben zugleich gehorchen. Es ist auch jederzeit möglich, die eine Auffassung vom Feld der andern aus ad absurdum zu führen. Der Konflikt ist also theoretisch unlösbar, ja er muß in seiner ganzen Schärfe festgehalten werden, wenn es nicht zu einer unerträglichen Mischbildung kommen soll. Je reiner das Wesen einer Philosophie sich nach dem einen oder nach dem andern dieser Begriffe orientiert, desto besser. Das muß nach der prinzipiellen Seite hin gesagt werden.

Praktisch sieht die Sache freilich anders aus. Nicht nur der außerordentlichen didaktischen Bedeutung wegen, die die Analytik auch für den Synthetiker — wie wir den Dialektiker lieber nennen wollen — besitzt. Diese didaktische Bedeutung geht ja über in eine unmittelbar sachliche: auch der Synthetiker und auch der dialektisch denkende Existenzphilosoph bedarf ja der Analyse als eines Mediums, einer Repräsentation dessen, was er dahinter aufleuchten lassen möchte. Sondern vor allem deshalb, weil erfahrungsgemäß auch die reinste Analytik inspiriert ist von Ideen, die nicht auf ihrem Felde gewachsen sind. Solcher Art ist, wie uns scheinen möchte, auch das ontologische Grundgesetz, mit dem Hartmanns Analyse arbeitet. Es läßt sich nicht einsehen, wieso es weniger metaphysischer Natur ist als das des Aristoteles. Gewiß, es ist differenzierter als dieses. Aber wenn es nicht nur als heuristisches Prinzip gelten soll, sondern wenn damit wirklich etwas Gültiges über den Schichtenbau der Welt ausgesagt sein soll, so übersteigt es notwendig die Grenzen der Erfahrbarkeit.

6. Zeitgemäße oder unzeitgemäße Philosophie

Wer, wie Jaspers, es unternimmt, aus seinem Bewußtsein von der Krise der Zeit heraus ein neues Ethos zu verkündigen, dessen Philosophie ist ihrem Wesen nach geschichtlich. Die Form dieser Geschichtlichkeit ist nicht die wissenschaftliche Analyse — diese hat vielmehr stets die geschichtslose allgemeingültige Wahrheit zum Ziel —, sondern der existentielle Appell. Wo sich bei Hartmann Widersprechendes zeigt, da offenbart sich nur, daß auch bei ihm ein lebendiges Ethos dahintersteht, das die scheinbar rein analytische Erörterung heimlich lenkt, genau wie etwa die Nikomachische Ethik in ihren Analysen vom Ideal griechischer Ethik geleitet ist. Wo derlei ganz fehlt, da gleitet Hartmann in einen seltsam abstrakten Relativismus hinüber, so etwa mit seinem Ethos der Teilhabe, das den Eindruck der Unlebendigkeit und Realitätsferne erweckt, nicht, weil es keine Schilderung aus der Wirklichkeit ist, sondern weil es schon als Ideal nicht eigentlich lebendig und zeugungskräftig, weil es ohne geschichtliche Mächtigkeit, weil es in abstrakter Weise „unzeitgemäß" ist.

Diese Beobachtung führt zu der Frage: Sind die betrachteten philosophischen Gesamtanschauungen als Ganzes zeitgemäß? Oder wenn nicht, sind sie unzeitgemäß in jenem von Nietzsche her lebendigen Sinne oder unzeitgemäß vielmehr in einem sekundären Sinne, der besagen würde, daß der Forscher sich in Abstraktionen verloren und darüber den lebendigen Pulsschlag der Zeit vergessen hat? Eindeutig läßt sich diese Frage wohl weder für Jaspers noch für Hartmann beantworten.

Unzeitgemäß in diesem oder jenem Sinn ist es jedenfalls, der Wissenschaft eine mehr als technische, eine existentielle Bedeutung zuzuschreiben, wie die beiden Autoren es tun. Allerdings mit einem gewichtigen Unterschied: Hartmann zieht die Krise des Wissenschaftsglaubens und ihre Ursache, die Verabsolutierung der Wissenschaft in der vergangenen Epoche, gar nicht in den Bereich seiner Ueberlegungen. Er betrachtet die Wissenschaft an sich, ihrem zeitlosen Wesen nach. Anders Jaspers: für ihn handelt es sich gerade darum, den Menschen von dem Druck des Wissenschaftsaberglaubens zu befreien, und zwar in einer Weise, die es ihm ermöglicht, die existentielle Bedeutung der Wissenschaft gleichwohl anzuerkennen, und zwar gerade einer streng aus ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten, also rein aus dem Ideal der Sachlichkeit lebenden Wissenschaft.

Ebenso unzeitgemäß scheint es zu sein, wenn man das Problem von Individuum und Gemeinschaft in der durch die Autoren eingeschlagenen Richtung beantwortet. Bei Hartmann tritt zwar, wie schon bemerkt, die Uebermacht des objektiven Geistes über den individuellen stark hervor. Wie verträgt sich das aber mit dem rein aufklärerischen Ideal von Demokratie, das daneben erscheint? Weist nicht dieses Nebeneinander darauf hin, daß der objektive Geist Hartmanns im Grunde doch nur eine ungeschichtliche Abstraktion ist? Und endlich der Gedanke, daß der Konflikt zwischen Individuum und Gemeinschaft im Reich reiner Echtheit, also in der Wissenschaft, zum Ausgleich gebracht werden könnte, ist doch nur ein Zug mehr an jener ungeschichtlichen Utopie des Staates, von der bereits früher die Rede war. Anders Jaspers. Namentlich in seiner Kritik der Zeit wendet er sich gegen den Terror der Gesellschaft und eines in die Unwahrheit der Massenordnung abgesunkenen Staates gegenüber dem Einzelnen. Also ist ein Urteil auf Liberalismus oder Individualismus fällig? Dabei hätten wir übersehen, daß es Jaspers nicht um das private Dasein des Individuums geht, oder doch nur so weit, wie es ihm unentbehrlich zu sein scheint als der Leib und die Erscheinungsform dessen, worauf es ihm eigentlich ankommt: die Existenz. Daß der Mensch immer nur als Einzelner, aus der existentiellen Einsamkeit heraus, sich zur Existenz und Kommunikation hindurchfinden kann — das bleibt allerdings die unaufgebbare philosophische Grundüberzeugung, der philosophische Glaube, von dem Jaspers' Gedankenwelt getragen ist und den er darum immer wieder mit unerbittlichem Ernst verkündet. Wer demgegenüber den Vorwurf des Liberalismus bereit hat, dem wäre entgegenzuhalten, daß er das entscheidende Problem gerade unserer Zeit, das Problem des Einzelnen, noch gar nicht gesehen hat.

Darin, daß uns Jaspers so unerbittlich vor dieses Problem stellt, und mit einem Radikalismus, der ganz unvergleichlich ist, scheint seine Zeitgemäßheit oder vielmehr im Sinne Nietzsches seine Unzeitgemäßheit zu bestehen. Nur eine einzige Frage wäre daran zu knüpfen: Gibt es wirklich heute nur den Weg der Wissenschaft, um den Menschen zu existentieller Reflexion im philosophischen Sinne zu bringen? Es möchte uns scheinen, als sei die Basis, die damit als Ausgangspunkt solcher Reflexion gegeben wäre, allzu schmal im Blick auf die der Wissenschaft abgewandte Geistigkeit von heute. Es wird

nur Wenigen gegeben sein, den also eingeengten Weg zu beschreiten. Dabei übersehen wir nicht die Berechtigung, die in der Behauptung liegt, daß einzig das Zuendedenken der Gedanken der Wissenschaft heute ein gehaltvolles Transzendieren sichert. Aber müßte die Philosophie nicht auch auf dem Wege über die religiöse Reflexion, und sei es auch im Aufschwung weg von ihr, im Gegensatz zu ihr den Menschen zu philosophischer Existenz und existentieller Kommunikation führen können? Das ist beinahe seelsorgerlich gefragt, und die Antwort auf diese Frage wird nicht einfach zu geben sein. Denn die Religion, und vor allem die kirchliche Verkündigung, stellt heute ein Durcheinander von autoritärer Dogmatik und existentieller Reflexion dar. Es ist nur scheinbar so, daß diese beiden Komponenten als einheitliches Ganzes zu verstehen wären. Was für ein mythisches Bewußtsein lebendige Chiffre der Transzendenz sein konnte, ist es nicht für uns. Und existentielle Reflexion verträgt nicht die Belastung mit unverstandenen oder nur noch historisch verstehbaren Dogmen. Das ist, so scheint es, wiederum ein liberales Vorurteil. Aber es handelt sich dabei nicht um eine falsche Gedankenfreiheit, sondern um die Frage nach der gültigen Gestalt heutigen Glaubens. Jaspers hat, so scheint es uns, zu zeigen vermocht, was philosophischer Glaube sei. Das ist vielleicht gerade der scharfen Antithese von philosophischem und religiösem Glauben zu verdanken, zu der sich Jaspers bekennt. Diese Antithese ist von prinzipieller Bedeutung. Sie warnt vor jedem Synkretismus und vor jeder Harmonisierung der Gegensätze. Aber es ist zu fragen, ob damit schon das letzte Wort gesprochen ist.

Göttingen Hermann Zeltner

Das Erlebnis: Deutschland

Der sächsische Landesbischof Coch hat Anfang Februar in der Nikolaikirche in Leipzig einen Kanzelvortrag gehalten, worin er sich über die gegenwärtige Lage in der Kirche und die Ziele und Erfordernisse ihrer Zukunft erging. Darin bezeichnete er das Jahr 1933 um der kirchlichen Kämpfe und Wirren willen als ein „Jahr der Schande" und sagte von seinen kirchenpolitischen Gegnern:

Es zeigte sich, daß noch nicht allen evangelischen Pfarrern und Kirchengemeindegliedern Deutschland zum entscheidenden und begeisternden Erlebnis geworden war, über alles nationale Empfinden und Denken hinaus, über jedes vaterländische Gefühl im wahrsten Sinne des Wortes erhaben.

Man war beunruhigt, daß auch nun die Kirche irgendwie mit eingeordnet werden sollte in das eine große Erlebnis: Deutschland.

Nicht deswegen möchte ich zu diesen Ausführungen etwas sagen, weil hier, entgegen der Verordnung des Reichsbischofs, die wohl für Pfarrer wie auch für Bischöfe gilt, die Kanzel zu andern Ausführungen als zur Verkündung des Evangeliums in Anspruch genommen wurde. Sondern in obigen Sätzen wird instinktmäßig ein Punkt getroffen, wo zwischen den Deutschen Christen und vielen von uns in der Tat ein verschiedenes Empfinden herrscht. Und darüber Klarheit zu gewinnen, um Mißverstehen aus dem Wege zu räumen und zu gegenseitigem ehrlichem Verständnis zu erziehen, das scheint mir eine Vorbedingung für die Entgiftung der Kämpfe im Jahre 1934 zu sein, damit es nicht wieder als ein Jahr der Schande gescholten werden müsse.

Es ist ja schon dankenswert, wenn der Bischof den vermeintlichen Mangel jenes Erlebnisses mehr als Schicksal beklagt, denn als Schuld anrechnet. Auch das Letztere haben wir unzählige Male mit Ingrimm oder Schmerzen hören müssen. Aber das beklagenswerte Schicksal bleibt, und trennt. Woher stammt es? Oft hat man uns gesagt: „Es liegt im Unterschied der Generationen; ihr könnt gar nicht mehr so fühlen wie wir, ihr seid ja nicht dazwischen gewesen, und darum habt ihr nichts erlebt!"

Das ist für viele von uns Aelteren richtig — und doch nicht richtig. Meint ihr Jungen, weil wir nicht wie ihr, nicht mit euch erlebt haben, darum hätten wir nichts erlebt? Oh, auch wir kennen das eine große Erlebnis: Deutschland, wo die stille Freude der ruhigen Jahre und die eingeborne Treue zum Vaterlande aus den Urgefühlen unseres Blutes mächtiger aufrauschte wie ein Sang ohnegleichen. Das waren jene Augusttage 1914 und die Wochen und Monde, die ihnen folgten, da vor der heiligen Not alles Kleine und Selbstsüchtige verstummte, unser Denken, Lieben, Leiden, Opfern ganz hingenommen war für das eine Ziel: Deutschland. Und wir kennen auch das große Erlebnis, da dies Deutschland, unser Aller Mutter, nach heldenhafter Gegenwehr und unsäglichen Opfern mit Schmach und Schande überhäuft zusammenbrach, und wir schämten uns der Mannestränen nicht, die wir darum geweint haben. Darum soll Niemand sagen, auch nicht die Jugend, die nur das Hochgefühl ihrer eignen Kämpfe aus der hoffnungsreichen Gegenwart kennt, wir wüßten nicht von jenem Erlebnis: Deutschland. An dies gewaltige Geschehen, den heiligen Ernst und die gottgewirkte Größe und Not jener Zeiten reicht all das Kämpfen und Erleben der jüngsten Jahre nicht heran.

Aber wir haben ja noch mehr erlebt. Wir haben erlebt, wie der große Schwung der ersten Zeit allmählich erlahmte, innere Einigkeit wieder zerbrach, Begeisterung in sich zusammensank. Darum sind wir mißtrauisch gegen so große Worte, wie die, mit denen Bischof Coch seine und seiner Mitkämpfer Art kennzeichnet:

„Wir wollen nicht, daß hier oder da alte Verhältnisse auftauchen, sondern wir sind von den Gedanken und den Hoffnungen und den Zielen einfach besessen, daß wir überall neue Formen brauchen in unserm Vaterlande, in Deutschland."

Es gibt etwas Größeres als solche begeisterte und gläubige Besessenheit, die leicht die Wirklichkeit verkennt und die Gerechtigkeit übersieht, das ist nüchterner, pflichttreuer, ausharrender Glaube. In solchem Glauben haben wir unzählige unsrer Brüder draußen auf bedrohtem oder verlorenem Posten stehen sehen bis zum bittern Ende, haben wir selber in der Heimat Mut und Treue gehalten, Opfer und Entbehrung willig getragen. In solchem Glauben haben wir nach dem Zusammenbruch gegen alle widrigen Mächte den Kampf des Geistes mit Wort und Feder, Bekenntnis und Verkanntwerden gekämpft um ein besseres Deutschland, und aus all diesem Streiten der Geister ist jenes politische Kämpfen und Siegen mit erwachsen, das sich dann vor uns abgerollt hat, und in dem „das Erlebnis: Deutschland" für die junge Generation und auch für uns noch einmal überwältigend aufgestiegen ist. Es wäre gut und gerecht, wenn die junge Schicht über der Freude am eigenen Ringen nicht vergäße, daß sie doch auf den Schultern der alten Kämpfer steht.

Nur so wird sie sich auch selber vor Enttäuschungen bewahren. Bischof Coch sagt:

„Wir sind überzeugt, daß dies Erlebnis Deutschland nur dann unserm Vaterlande wirklich zum Heil gereichen kann, wenn in Glaubensfragen, wenn im Gewissen, wenn im Gemüt, wenn im Herzen, wenn in der Seele eines jeden Mannes und einer jeden Frau von heute, eines jeden deutschen Kindes auch Christus wieder ein neues Leben entfacht."

Es ist danach doch wohl mehr als ein Unterschied der Generationen, es ist auch ein Unterschied der Lebenserfahrung und der nüchternen, an Gottes Wort geschulten christlichen Erkenntnis, auf den es auch heute ankäme. Nimmt man des Bischofs Worte ganz ernst, dann stünde es nicht gut um Deutschland; denn diese hier mit stolzen Worten verkündigte Notwendigkeit ist eine Täuschung, die sich nie verwirklichen wird. Sie hat weder Aussicht noch Verheißung. Kampf ist uns hier verordnet, kein restloser Sieg gewährleistet. Nie wird in der Seele jedes Deutschen Christus herrschen. Aber wir sind überzeugt, daß jenem Erleben Deutschlands die rechte Tiefe und Dauer daraus strömt, wenn unter Deutschlands Kindern allzeit solche sind, die Christus im Herzen erleben und in guten wie bösen Tagen als ihrer Mutter Deutschland getreueste und hingebendste Söhne und Töchter ihr das Letzte und Entscheidende für ihr Dasein zubringen, den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Kiel Karl Schröder

Volkskirche und Gewissensfreiheit

4

Gerade weil heute noch möglich ist, eine Spaltung der Deutschen Evangelischen Kirche zu vermeiden und wir noch keine Massenabwendung von den Landeskirchen zu einer Freikirche haben, ist es ratsam, offen zu besprechen, welche Bedingungen dafür bestehen, daß eine Freikirche unserem Volke zum Segen würde.

Es gibt Freikirchen, in denen mit lebendigster Hingabe an Jesus und echter Liebe zu den Brüdern sich wahre evangelische Freiheit verbindet. So ist es bei den Quäkern und Herrnhutern. Die Art, wie bei diesen, wenn theologische Meinungsverschiedenheiten entstanden, der Eine sich in die Denkweise des Andern hineinzuversetzen suchte, und man von dem Vertrauen her, auch der Andre wolle in seiner Weise Gott dienen, Jesus nachfolgen, die abweichende Denkweise anderer Gemeindeglieder getragen hat, war oft vorbildlich.

Aber es gibt auch Freikirchen, die frei sind, nur sofern sie keine Staatskirchen sind. Und wenn der Staat, der Interesse an einer gewissen Einheit des geistigen Lebens der Nation hat, auf diese Kirche wenig Einfluß hat, so wurde dafür in ihrem eng umgrenzten Bezirk oft nur um so strenger auf ihre Lehre, ihren Brauch gehalten, ohne daß man Auseinandersetzung mit den das Volksleben beherrschenden Mächten, besonders mit der wissenschaftlichen Forschung, gesucht oder auch nur zugelassen hätte. Jede widerstrebende Meinung wurde unterdrückt; wer an ihr festhielt, ward hinausgedrängt. Solche Freikirche kann für selbständige Geister, für Leute, denen es Gewissenssache ist, ihre Ueberzeugung zu vertreten, zum Gefängnis werden. Wer aber in solcher Zwangskirche, solch enger Sekte erzogen worden ist, findet nicht leicht den Weg zu innerer Freiheit. Oft haben diejenigen, die sich von ihr trennten, nur eine noch engere neue Gemeinschaft begründet, behauptend, allein sie seien noch die wahre Kirche Christi. Die Geschichte des niederländischen oder des englisch-amerikanischen Freikirchen- und Sektenwesens bietet genug warnende Beispiele davon. Nur sollen wir Deutschen uns gegenüber der nordamerikanischen kirchlichen Zersplitterung wahrlich nicht rühmen; auch die Geschichte unserer kleinen lutherischen Freikirchen aus den letzten hundert Jahren enthält genug Beweise solches zu immer neuen Spaltungen führenden Starrsinns, eines Eifers, dem es anscheinend bei immer strengerer Absonderung am wohlsten ist. Wenn schon Engländer und Amerikaner mit ihrem starken praktischen Sinn solcher Zersplitterung verfielen, so würde bei uns Deutschen, sobald die Volkskirche einmal gesprengt ist und die staatskirchliche Tradition nicht mehr nachwirkt, der unter uns erbliche Partikularismus und Separatismus sich gerade auf dem religiös-kirchlichen Gebiet üppig auswirken. Und die Schäden, die daraus erwachsen, würden leicht größer sein, als die Vorzüge, die dem Freikirchentum sonst zuerkannt werden: daß solche Kirchen nicht mitverantwortlich gemacht werden können für allerlei Härte und Unrecht im Tun staatlicher Behörden, daß in Freikirchen die Opferwilligkeit größer zu sein pflegt als in Staatskirchen und daß in ihnen oft mehr Ernst christlicher Lebensführung ist.

Sollte es im evangelischen Deutschland zu dauernder kirchlicher Spaltung, zur Bildung einer oder mehrerer Freikirchen kommen — die Art, wie das im einzelnen geschehen würde, übersieht ja niemand voraus —, so ist die Gefahr gering, daß strenges Festhalten an kirchlichem Brauch, an liturgischen Ordnungen etwa der Sakramentsfeier, den Anlaß zu viel Streit gäbe. Der Plan, im ganzen evangelischen Deutschland eine einheitliche Liturgie einzuführen, ist zwar vorhanden, aber man müßte schon rein nichts aus der Geschichte der Einführung der preußischen Agende vor hundert Jahren gelernt haben, wenn man hier nicht aufs Aeußerste die vorhandenen Besonderheiten schonen wollte. Auch sind die Kreise, in denen der Widerstand gegen die heutige Kirchenleitung besonders stark ist, zum großen Teil reformiert und das heißt: sie sind zwar eine ganz schlichte Art der gottesdienstlichen Feier gewohnt, aber für liturgische Einzelheiten nicht interessiert. Kommt es bei uns zu Spaltung und weiteren Spaltungen, so wird aller Voraussicht nach Liturgisches, Kultisches an sich dabei keine Rolle spielen, sondern nur sofern dabei dogmatische Gegensätze mitwirken.

Diese, der Streit um das Bekenntnis, können allerdings heute wieder eine gefährliche Bedeutung gewinnen, wie der Streit um die reine Lehre schon von Anfang an den deutschen Protestantismus zerrissen hat. Als die Deutschen Christen begannen, unsere Landeskirchen zu regieren und Vieles umzugestalten, stand es nicht von vorneherein fest, wer sich ihnen zuerst scharf entgegenstellen würde, ob solche Christen, denen es vornehmlich auf Nachfolge Jesu, auf tätige Liebe ankommt und die dabei in dogmatischen Dingen weitherzig sind, oder vielmehr solche, die streng an der überlieferten Lehre, an den kirchlichen Bekenntnisschriften festhalten. Jene Vertreter praktischen Christentums haben sicher an der Art, wie bei vielen Deutschen Christen sich das Nationale vor das Christliche drängt, und an dem harten und gewaltsamen Vorgehen Deutscher Christen schweren Anstoß genommen; aber bald traten vielmehr jungreformatorische und andere das Bekenntnis betonende Kreise den Deutschen Christen am schärfsten entgegen. Auf unzählige Laien, auf Viele, die sich bewußt sind, von Theologie wenig zu verstehen, macht es starken Eindruck, wenn Maßregeln einer kirchlichen Behörde oder Gruppe als bekenntniswidrig hingestellt werden. Juristische Argumente wirken auf jeden Politiker; in der Berufung aufs kirchliche Bekenntnis schienen diese Gegner der Deutschen Christen ein klares Programm vorzuweisen.

Aber oft schien es doch nur so. Was heißt Bekenntnis? Zwar haben die Deutschen Christen die Möglichkeit nur wenig benützt, den Gegnern zu zeigen: „was ihr das Bekenntnis nennt, ist gar keine eindeutige Größe; auch ihr selbst haltet nicht etwa streng alle Lehren der Väter fest; scheltet uns also nicht so sehr!“ Und es ist begreiflich, daß sie sich meist lieber auf die allgemeine Versicherung zurückzogen: „auch wir denken nicht daran, das Bekenntnis anzutasten“. Denn so groß die kirchenpolitische Macht der Deutschen Christen ist, so wenig entspricht, mit einzelnen achtungswerten Ausnahmen, die theologische Arbeit, die sie bisher geleistet haben, dieser ihrer Macht; und von denjenigen bekannteren akademischen Lehrern der Theologie, die im Sommer und Herbst 1933 auf der Seite des Reichsbischofs Müller und Hossenfelders standen, haben die meisten inzwischen sich von der Reichsleitung der Deutschen Christen getrennt. So haben die Deutschen Christen gegen die Bekenntnisfreunde kein schweres theologisches Geschütz aufgefahren.

Doch wäre es sehr verfehlt, darüber die äußeren und inneren Schwächen der Stellung der Bekenntnisfreunde zu vergessen. Zunächst die äußeren. Man darf nicht verkennen, daß tatsächlich weiteste evangelische Laienkreise für die Losung, die Kirche müsse streng am Bekenntnis festhalten, nicht zu gewinnen sind. Die Bekenntnisschriften im einzelnen kennen sie wenig, aber ein unlebendiger, vielleicht dogmatisch starrer Religionsunterricht und manche Frage, die sie gegenüber wichtigen Stücken der Bibel haben, machen sie zu Gegnern aller Orthodoxie. Theologen mögen einsehen und Anderen zeigen, daß, auch wenn die biblische Schöpfungsgeschichte ein Mythus ist und viele biblische Wunderberichte Legenden sind, dennoch im religiösen Kern des überlieferten Dogmas von Jesus Christus tiefere Wahrheit liegt, als der aufgeklärte Normalbürger sich träumen läßt. Und Leute, die in einer Kirchengemeinde mitarbeiten oder von ihr Hilfe erfahren, werden leicht auch solchen Lehren dieser ihrer Kirche, die ihnen dunkel bleiben, Pietät entgegenbringen. Aber die große Masse unseres Volkes in Städten und Industriegebieten hat sich Jahrzehnte hindurch um die Kirche nicht gekümmert und hat leider auch das Gefühl, die Kirche habe sich um sie nicht gekümmert. Viele ehrliche Zweifler und Millionen Gleichgültiger lehnen deshalb jeglichen Bekenntniszwang ab. Eine strenge Bekenntniskirche würde alsbald unzählige Konflikte namentlich wegen ihres Religionsunterrichts haben, teils daß staatliche Lehrer ihn nicht mehr erteilen wollen, teils daß Eltern oder Heranwachsende ihm widerstreben, während bis-

her an dem vom Staat gewährten Religionsunterricht, der in verschiedenem, oft vermittelndem Geiste erteilt wurde, wirklich fast unsre ganze Jugend teilnahm und unsre Kirche insofern Volkskirche bleiben konnte.

Indessen, was kommt auf Masse und Mehrheit an, wenn es um Wahrheit und Heil geht? Würde es zum Wesen evangelischen Christentums gehören, daß allen Kirchengliedern strenge die Zustimmung zu den Lehren der Bekenntnisschriften abgefordert wird, dann müßte man es eben in Kauf nehmen, daß die Kirche klein wird. Aber das ist nicht der Fall. Die Meisten von denen, die „das Bekenntnis" betonen, sagen selbst, daß sie sich nicht auf alle Einzelheiten der Bekenntnisse, der Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts, festlegen lassen wollen. Nur das Wesentliche möchten sie festhalten. Aber wesentlich heißt hier doch wohl: was den Vätern der Bekenntnisse wesentlich war. Das war z. B. für Luther unter anderem seine Abendmahlslehre und sein Teufelsglaube. Nun leben die meisten deutschen Lutheraner in Union und Abendmahlsgemeinschaft mit Reformierten; deshalb hätte Luther sie nie als seine treuen Jünger anerkannt. Ebenso hat niemand heute den Teufelsglauben, den Luther hatte. So kommt in das Reden vom Bekenntnis eine schlimme Unklarheit im Blick auf die Reformatoren.

Dieses Reden ist oft aber auch dem urchristlichen Sinn des Wortes Bekenntnis fremd. Für die Urchristen war das Bekenntnis das Martyrium, und für die wahren Christen aller späteren Zeit bleibt, wie schon oft gesagt, das Bekenntnis der Tat und des Leidens wichtiger als alle Bekenntnisschriften, alle Lehrbekenntnisse. Daß man, solche verfechtend, die um gewissenhafter Ueberzeugung willen Widersprechenden aus der Kirche zu verdrängen sucht, ist eine völlig andre geistige Haltung als die der urchristlichen Bekenner, die, von heidnischen Machthabern verfolgt, für ihren Glauben schwerste Opfer brachten, bis zum Opfer ihres Lebens hin. Und wenn wir an Jesu eigne Worte denken — das Wort vom Herr Herr sagen und das vom Maßstab im Weltgericht (nicht Bekenntnis zu Lehren, sondern Taten der Liebe) sagen uns gleichfalls, daß nicht die Zustimmung zu Bekenntnisschriften entscheidend ist für die Zugehörigkeit zur Gemeinde seiner Jünger. Man sollte in der Kirche unserer Tage endlich weniger vom Bekenntnis reden und mehr vom Evangelium! Wenn ein angesehener deutscher Kirchenführer erklärte, das Bekenntnis werde überall da verlassen, wo die Wahrheit gebeugt werde und die Gewissen vergewaltigt werden, so entspricht das sicher dem Sinne Jesu; wenn man aber oft vielmehr behauptet, wo von den Bekenntnisschriften abgewichen werde, vor der Kirchenlehre, da werde die Wahrheit verletzt, so ist solch starres Festhalten an der kirchlichen Tradition nicht evangelisch, sondern katholisch. Nebenher: wie will man in einer strengen Bekenntniskirche das Bekenntnis schützen? Soll durch Mehrheitsbeschlüsse der Synoden entschieden werden, welche Lehre bekenntnismäßig sei, so wäre das ein übler Parlamentarismus in Wahrheitsfragen; sollen aber Einzelne, Kirchenführer, Bischöfe die Lehrgewalt haben, so wäre das wiederum — korrekt katholisch.

Allerdings sind viele Christen es sehr gewöhnt, in Glaubensfragen ihre Ueberzeugung den Andern aufzunötigen, einen Andersdenkenden (auch wenn er sich noch so sehr bemüht, daß er ein Christ sei, Jesus nachfolge) aus der Kirche oder aus irgendwelchen kirchlichen Vereinen auszuschließen oder ihn doch wenigstens nicht als vollberechtigtes Mitglied gelten zu lassen. Daß unser Wissen Stückwerk, all unser Reden vom Ewigen ein Reden in Bildern und Gleichnissen ist, der Andersdenkende also näher bei der Wahrheit sein könnte als man selbst, macht man sich nicht gern klar. Diese Abneigung ist zwar sehr begreiflich, aber sie ist eben ein Wesenszug des natürlichen Menschen; sie ist oft viel weniger ein Stück reinen Eifers um die Sache Jesu als eine Unart des sehr alten Adam. Solange man meint, in Glaubensfragen den Andern, der doch auch ein Jünger Jesu sein möchte, überstimmen zu können, ihn zu Formeln nötigen zu dürfen, denen er ehrlicherweise nicht zustimmen kann, hat man noch nicht die Achtung vor selbständigem Glauben, die protestantisch ist, und noch nicht die Liebe zum Bruder, die dem Jünger Jesu ziemt.

Mit einem Wort: wer in den heutigen kirchlichen Kämpfen eine strenge Herrschaft der alten Bekenntnisschriften aufrichten will, der treibt es allerdings zu kirchlicher Spaltung und impft einer sich bildenden Freikirche den Keim zu weiteren Spaltungen ein; der zerstört allen Gewinn, der in unserem ererbten Volkskirchentum lag. Gewiß wird mit den Gewaltmethoden Deutscher Christen keine evangelische deutsche Volkskirche gebaut oder erhalten, aber auch der starre Eifer um die Bekenntnisschriften schädigt das evangelische Christentum in Deutschland. Und stehe es mit kirchenpolitischen Auswirkungen wie es will, wir müssen Jesu Gebot der Liebe zusammenhalten mit dem reformatorischen Grundsatz, daß in Glaubensfragen jeder seinem Gewissen zu folgen hat. Jahrhunderte lang hat man in christlichen Kirchen viel Zwang ausgeübt, damit die Lehren der Bekenntnisschriften festgehalten wurden. Solcher mit den „Bekenntnissen" ausgeübte Zwang war gegen die Liebe und gegen die Wahrhaftigkeit; so waren viele Bekenntnisse zum Christentum sehr gegen den Willen Jesu. Helft, daß dies anders werde!

Kiel Hermann Mulert

Märchen und Wirklichkeit bei Selma Lagerlöf

Bevor Selma Lagerlöf aus den geheimnisvollen Kellern ihrer Bildwerke den kostbaren Schatz der „Christuslegenden" hebt, verweilt sie einen Augenblick in der Erinnerung an ihre Großmutter, der sie die dunkle Fülle und den leuchtenden Reichtum ihrer ersten Kinderjahre dankt, die unerschöpflich war an Märchen, Sagen und Legenden und die so eine ganze Welt um das Kindergemüt der Lagerlöf gesponnen hatte, daß sie sich nach dem Tod der Großmutter kaum noch zurechtfinden konnte. Und mitten in der üppigen und wilden Sage von „Gösta Berling" unterbricht die Erzählerin sich plötzlich und ruft halb schmerzlich und halb frohlockend: „Ob wohl derjenige, dessen Seele mit Märchen angefüllt ist, sich jemals von ihrer Macht befreien kann?" Nun hat Selma Lagerlöf selbst ein großmütterliches Alter erreicht, und viele Menschen in vielerlei Ländern denken dankbar an sie, wie sie einst ihrer Großmutter gedachte, als der großen Märchenerzählerin aus dem Norden, als der alten, selbst schon etwas sagenhaften Frau, die mit einem fast magischen Zauber des Wortes und der Szene die Menschen in ihren Bann zieht — nicht eigentlich in ihren Bann, sondern in den Bann alter Geschichten, die nur in der Sprache und Farbe ihrer Erzählungen zu neuer Blüte kamen. „Ich habe euch nichts Neues zu erzählen, nur das, was alt und beinahe vergessen ist. Nur Märchen habe ich aus dem Kinderzimmer..." Wenn nun aber die dreimal klugen und aufgeklärten Leute Selma Lagerlöf nur noch als eine gute schwedische Märchentante kennen wollen, die in die Kinderstuben und nicht auf die von Weisheit bestaubten Regale gehört, dann wird die Märchentante ihnen die Hand auf den Kopf legen und wie ihre Großmutter sagen: „Und all dies ist so wahr, wie ich dich sehe, und wie du mich siehst."

Nun gewiß, Großmüttern geht es oft so, daß sie den Märchenhunger der Kinder nicht stillen können; dann fabulieren sie eigene Märchen hinzu, die sie vielleicht einmal geträumt oder in einer Dämmerung mit ihren müden Gedanken zusammengebastelt haben. Und wenn die Kinder unartig waren oder etwas Böses verlangen, dann dichten sie rasch ein Märchen, in dem solche Kinder schwer gestraft werden. Solche Märchen sind dann nicht „so wahr wie ich dich sehe..." Und auch solche Märchen hat Selma Lagerlöf erzählt. Es muß das gesagt werden, weil es so wenig kritisches Unterscheidungsvermögen gegenüber den Werken anerkannter Größen gibt, und weil einem, gerade wenn man die tiefe Märchenwirklichkeit der Lagerlöfschen Werke aufweisen möchte, daran gelegen ist, daß nicht jene Geschichten für Märchen gehalten werden, die nur aus Freude am Fabulieren oder aus Ingrimm über die bösen Menschen entstanden sind.

(Versteht sich, daß solche Geschichten ihren eigenen Reiz und ihren eigenen Wert haben; nur das Märchen, das ihnen das Kolorit verleiht, erreichen sie nicht, weil ihnen jener mythische Wahrheitsgehalt fehlt.)

Es ist zunächst nicht einmal nötig, den Wirkungen der Märchenwelt in den Werken Lagerlöfs nachzuspüren, weil sich bei ihr ganz unverfälschte Märchen, Sagen und Legenden finden, die gar nichts anderes sein wollen als alte Geschichten. Es ist gerade in der Zeit der Anfänge von Selma Lagerlöf bedeutsam gewesen und bleibt es bis heute, daß sie zumeist nicht einmal andeutungsweise versucht hat, Wunder und Ueberraschungen der Märchen und Gespenstergeschichten mit den Behelfsmitteln modernen Begreifens zu erklären. Sie brauchte das nicht, weil die Dinge für sie da waren, deutlicher und wirklicher oft als die gebräuchlichen Dinge ihrer Umwelt. Und sie brauchte das nicht, weil ihr eine Sprache geschenkt war, die solches unvermitteltes Dasein irrealer Erscheinungen nun eben nicht, wie das so häufig geschieht, nebelhaft und in einer gewollten Verschwommenheit, sondern in einer tagehellen Klarheit und bezwingenden Deutlichkeit darstellen konnte. Es fehlt bei Selma Lagerlöf auch noch jede weltanschauliche Absichtlichkeit in der Darstellung hintergründiger Erscheinungen, und darum leben sie bei ihr so frisch und unbekümmert.

Natürlich ist auch Selma Lagerlöf nicht verschont geblieben von den Einwirkungen neuzeitlichen Denkens, und während gerade im Norden der große psychologische Menschenroman seinen Siegeszug begann, hat sie es hier und da versucht, ihre Märchenwelt mit einer psychologisch begreifbaren und deutbaren Menschenwelt zu verquicken. Das ist aufs Letzte gesehen nicht gelungen, weil es einfach nicht gelingen kann. Es zeigt sich das vielfach am besten in jener wunderbaren „Gutsgeschichte", in der ein irrer Marketender eine Scheintote aus dem Grabe hebt und in seinem Warensack fortträgt. Aber obgleich Frau Sorge, der man auch sonst bei Selma Lagerlöf begegnet, leibhaftig in dieser Geschichte erscheint, und obgleich die wichtigsten Ereignisse zwischen zwei Menschen hier im Traum geschehen, hat diese Geschichte doch Klang und Farbe einer menschlichen Liebesgeschichte. Beides ist von ganz besonderem Zauber, das einfache und strahlende Märchen und die zarte Liebesgeschichte am Abhang des Todes — aber die Fugen zwischen beiden sind unverkennbar. Auch der herben und düsteren Erzählung vom „Fuhrmann des Todes" haftet etwas von diesem Zwiespalt an, wie sichtig und greifbar auch immer die Legende aus dem Reich des Todes geschildert sein mag.

Unverfälscht stehen neben vielen schlichten Märchen, die über das ganze Werk der Lagerlöf verstreut sind, vor allem „Der Ring des Generals" und die „Christuslegenden", zu denen die Legenden aus „Unsichtbare Bande" gehören. In der erregenden Gespenstergeschichte vom Ring des Generals wird die Geschichte des Fluches, der auf der Familie Löwensköld lastet, erzählt. Dieser Fluch gespenstert durch manche Romane der Lagerlöf; hier wird er einmal ohne alle Hinzufügung wie aus einer alten Chronik berichtet, die nun allerdings wieder von der Dichterin so gefärbt und getränkt wird, daß es einem den Atem benimmt und daß man, während man liest, aus dem Bereich und den Zwangsläufigkeiten dieser Spuk- und Gespensterwelt einfach nicht auszubrechen vermag. Und auch dann noch, wenn man das Buch beiseitegelegt hat, fällt es einem nicht ein, nun zweifelnd oder gar deutend an diese Dinge heranzugehen, sondern man nimmt das hin als ein besonders transparentes und wirkliches Bild vom Leben der Menschen.

Solche Transparenz und bildhafte Wirklichkeit steigert sich bis zur Vollendung in den „Christuslegenden", die wohl alle übrigen Werke der Lagerlöf weit überdauern werden. Und zwar gar nicht allein wegen ihrer Volkstümlichkeit und wegen ihres Inhaltes, sondern gewiß auch wegen der Kraft ihres szenischen Aufbaus. Es ist sogar bei den Legenden nicht ganz einfach, bis zu dem Gehalt und Hintergrund vorzudringen, weil man im Vorhof von einem ästhetischen Entzücken gebannt bleibt. Solche Einfalt und gerade darum bezwingende Sichtbarkeit der Landschaftsschilderung etwa findet man tatsächlich fast nur noch in alten, echten Märchen und Sagen. Und die gleiche Einfalt, die hier mit wenigen Worten ganz verschiedene Menschenbilder darstellt, hat früher einmal die Kunsthandwerker in den Domen des Mittelalters beseelt. Und auch dort findet man vielleicht nur noch den ungebrochenen, kindlichen Glauben, der in den „Christuslegenden" lebt. Jene Palme, die sich in der tödlichen Wüste vor dem Jesuskind auf der Flucht neigt, damit es die Früchte lösen kann, und die dann verdorrt, weil sie den gesehen hat, der erhabener ist als Salomon — jene Palme ist ein Gleichnis für die Frömmigkeit in den Legenden der Lagerlöf. Eine Frömmigkeit, die das Heilige mit immer leuchtenderen Bildern umschmückt, ohne zu fragen: warum heilig? Es ist das Wissen, daß Gott sich in dieser Jesusgestalt offenbart hat, das nun alles Bildwerk und alles Sprechen von ihm durchleuchtet; und es geschieht dabei nicht mehr, als daß solche Offenbarung, an die kein Zweifel herandringt, immer neu in großen und bunten Wundern gebildet wird. Schon in diesen Legenden spürt man, wie wichtig für diese Dichterin die einfache Gegenwart und das als solches erkannte und gelebte unmittelbare Wirken Gottes ist. Nirgends eine Spur von Lehre oder Glaubensrichtung; die Nähe des Heiligen selbst bewirkt allein die große Wandlung, und sei sie auch nur auf das Schweißtuch der Veronika gezeichnet oder als Abglanz auf dem Gesicht eines tanzenden Derwisches („Jerusalem") sichtbar. So sind die Legenden der Lagerlöf fromm wie alle Legenden von den Heiligen, fromm wie das Märchen, in dem sich — wohl niemals enträtselbar — die ewigen Grundhaltungen menschlichen Lebens und Glaubens abgezeichnet haben wie auf dem Meeresboden die Grundlinien wandelnder Wellen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier darzulegen, wieweit das Märchen bei Selma Lagerlöf eine Kunstform ist und wieweit sie nur eine jener Erzählformen ist, die die Märchen der nordischen und christlichen Welt weitertragen — (denn daß das Märchen, das wir heute aus altem Volkstum heben, immer einfach da war und gleichsam vom Volk geschaffen wurde, ist doch wohl eine recht zweifelhafte These, die nur darin eine gewisse Wirklichkeitsnähe hat, daß der Einzelne, der jeweils das Märchen gedichtet oder neu gebildet hat, unwichtig ist, weil er selbst nur ein Ausdruck, man möchte sagen: der Mund seines Volkes war). Fraglos aber ist Selma Lagerlöf allezeit so sehr in der Welt des Märchens, der Legende und der Sage, deren wesentliche Unterschiede hier von untergeordneter Bedeutung sind, befangen, daß sie sich auch in den Erzählungen, in denen es sich ihr offenbar um Menschen „aus Fleisch und Blut" handelt, nicht daraus lösen kann. Ja sogar in dem scheinbar ganz vom Psychologischen bestimmten modernen Menschenroman von dem Mädchen aus Dalarne kutschiert ein Zigeunerbaron herum, der auf seinem Schlitten eine dunkle Last von Spuk und Gespenst mitten durch die Handlung schleppt. Aber die Wirkungen der Märchenwelt liegen hier auch verborgener und sind nicht immer da am stärksten, wo sie sichtbar sind. Die Menschen in den beiden köstlichen Märchenromanen — „Charlotte Löwensköld" und „Anna, das Mädchen aus Dalarne" — leben vor einem gewaltigen Hintergrund, der sie bestimmt und ihre Schatten oftmals so in die Welt wirft, wie sie es gewiß nicht wollten. Das sind Kinder aus uraltem Geschlecht, die einen Familienfluch im Blut tragen, Kinder einer Landschaft, Kinder eines Stammes, Kinder eines Glaubens und Kinder eines Schicksals, niemals aber Menschen — deren Existenz wir uns ja auch nur einbilden —, die als völlig losgelöste Wesen frei über ihr Leben entscheiden. Das ist ja überhaupt immer wieder die so völlig verfehlte Meinung von der Dichtung, daß sie da ihre Aufgabe und ihre Stärke habe, wo sie Menschen „aus Fleisch und Blut" schildert und Schicksale, wie wir sie leben. So daß also der Dichter nichts Wichtigeres zu tun hätte, als das tägliche Leben von der Gasse abzuschreiben. Nun, es hat sehr große Dichter gegeben, die sich herzlich wenig in der gebräuchlichen Welt der Menschen auskannten. Denn alle Kunst hat ja von jeher nichts Geringeres gewollt und versucht, als die Schöpfung nachzubilden, als Gottes Pläne und Entwürfe

von Mensch und Schicksal mit menschlicher Hand nachzuzeichnen. Und von daher allein gibt es einen rechten Zugang zu der Dichtung der Lagerlöf.

Die nachtwandlerische Sicherheit der Handlungsführung in ihren großen Romanen — und die Handlung ist da gewiß nicht so einfach wie im Märchen, sondern windet sich durch alle Wirren und Anfechtungen irdischen Tages — solche nachtwandlerische Sicherheit ist nur zu erklären, wenn man spürt, wie Selma Lagerlöf sich von einem geheimen Plan einfach zwingen läßt. Ingmar Ingmarson aus „Jerusalem" ist kein beliebiger Mensch, dessen Leben willkürlich über einige hundert Romanseiten schweift. Er ist aus dem Geschlecht der Ingmarsöhne gewachsen, die im Himmel beieinander sitzen — einer gleicht dem anderen — und über den Erdenweg ihres Enkels beraten; aus dem Geschlecht der Ingmarsöhne, mit denen Gott etwas Besonderes vorhat, und die darum auch nicht zu ihrem Leben kommen, bevor sie nicht mit Gott ausgesöhnt sind. Das Dorf aber — und das ist für Selma Lagerlöf bezeichnend — spürt die besondere Barmherzigkeit Gottes über diesem Geschlecht und wählt darum immer die Ingmarsöhne zu Gemeindevertretern. Und unter diesem göttlichen Plan von dem Geschlecht der Ingmar wird alles, auch die heißeste Liebe und der wildeste Haß ganz klein, und das ganze Leben ist Schuld, Verlust und Qual bis zu dem Augenblick, wo es offenbar wird, wo es hinwollte. Am Ende hat das dunkle und wirre Dasein des Ingmar Ingmarson keinen anderen Sinn gehabt, als daß er den Fluch in der Familie seiner Frau Babro löste. Das war ihm in einem geheimen Entwurf von vorneherein aufgetragen, und dahin führte alle Verwirrung. Nicht so meinen wir, daß nun etwa diese Dichterin Einsicht hätte in die Pläne des Herrgotts; aber sie hat das eben gesehen im Leben der Menschen, wie es von einem Plan her entworfen war und wie es dann durch alle Verwirrungen, die die blinden Menschen in dem Plan anrichteten, zu dem ihm gesetzten Sinn gelangte. Dieser geheime Entwurf oder Plan im Hintergrund ihrer Dichtungen ist eine besondere Eigenart bei Selma Lagerlöf, eine ursprünglich dichterische Eigenart. Und eben diese Eigenart, um derentwillen man ihr nicht als an einer Romanschreiberin unter vielen vorbeikommen kann, scheint uns aus der Welt der Märchen und Legenden geprägt zu sein, in denen Plan und Entwurf des menschlichen Lebens ganz schlicht aufgezeichnet stehen, und die ja Ursprung aller Dichtung sind. Eine Märchenerzählerin wird, wenn sie sich in das wirre Geflecht menschlichen Lebens wagt, schließlich auch da das Märchen entdecken, weil ja eben im Märchen eine mythische Wahrheit lebt, die auch dem Menschen — wenn auch tausendfach gebrochen — kraft des Schöpfungswortes anhaftet. Nicht immer hat Selma Lagerlöf diese einfache Größe in ihren Geschichten gewahrt, oftmals pfuscht da eine sentimentale Romanschriftstellerin oder eine moralisch predigende Lehrerin an jenen geheimen Plänen herum — aber was will das schon besagen bei dem Reichtum dieser begnadeten Frau!

Sie ist aber nicht nur begabt mit jenem seltenen Blick bis an den Grund der Gebilde und Geschöpfe, auf dem von viel Trübsal und Verwirrung überschattet die Spuren geheimer Pläne aufgezeichnet liegen. Man könnte aus ihrem Werk die ganze Märchenwelt streichen oder sie leugnen, und es bliebe immer noch ein reiches Erzählertalent, eine dichterische Kraft im szenischen, landschaftlichen und menschlichen Gesicht und eine klare Zucht der Gestaltung. Man lese einmal losgelöst aus dem Zusammenhang das Kapitel: „Der Untergang L'Univers" in dem Roman „Jerusalem". Wie da von einem schlafenden Schiffsjungen her die große Katastrophe beginnt, die die Erzählerin langsam, unheimlich zuschnürend mit einzelnen Bildern von der alten Frau auf dem Deckstuhl und der am Tode zerschellenden Liebe des Hochzeitspaares einkreist, um sie dann aufzulösen in dem Gesicht der jungen Mrs. Gordon, die gerettet wird, weil der donnernde Lärm des Untergangs ihr ein religiöses Sendungswort offenbarte — das ist gefügt von einer ganz großen Könnerschaft. Und wenn man dann ein zweites Stück vollendeter Prosakunst aus „Jerusalem" nimmt, das Kapitel „Paradiesesbrunnen", wo sich um eine alte Brunnenlegende das bunte und krankhafte flimmernde Gewimmel der Straßen Jerusalems rankt, um in einem Liebesgespräch zwischen zwei Kindern aus Dalarne zu blühen, dann merkt man, wie demütig diese Meisterschaft am Werke ist. Ein Dampfer versinkt im Nebel, gewiß, aber das ist nicht wichtig, das mußte nur geschehen, damit der Weg frei wurde für die Wallfahrt nach Jerusalem. Und jene Legende vom Brunnen mit ihren großartigen Ranken wird nicht um ihrer selbst willen erzählt, damit man sie bewundernd in Pergament binde, sondern das durstkranke Mädchen braucht diese Legende, bevor sie sich überwinden kann, das schlechte Wasser, das ihr widersteht, zu trinken und so zu gesunden. Hier hat Selma Lagerlöf ein Bild geschaffen nicht nur von ihrem Werk, sondern von aller Kunst, die nicht um ihrer selbst willen da ist, aber auch nicht — wie man vielfach meint, und wie auch sie selbst zuweilen gemeint hat — um die Menschen zu erziehen, sondern die dazu berufen ist, den Menschen den Paradiesesbrunnen ihres Lebens aufzudecken, damit sie nicht verdursten, sondern das schlechte Leben, das ihnen widersteht, leben und so gesunden.

Und von daher wäre zu fragen nach der Frömmigkeit in den Büchern der Dichterin, die solches vermag. Eine Frage, die heute schwer zu beantworten ist, weil wir uns daran gewöhnt haben, den Glauben mit vielerlei Lehre und moralischem Ballast zu belasten. Die Selbstverständlichkeit des Glaubens und des Umganges mit Gott bei den Gestalten der Lagerlöf ist darum so wichtig. Und es ist kein Zufall und auch nicht nur historisch bedingt, daß sie sich so lebhaft mit den Schwärmern beschäftigt. Zunächst hat sie dahin eine Nähe, weil auch sie, wie wir schon sagten, immer die Gegenwart des Heiligen sucht. Auch sie wanderte nach Jerusalem. Aber dann kommt das Heimweh, dann kommt die Verirrung in Jerusalem, die Krankheiten, Verfemungen und der Tod. Dann werden aus den Schwärmern Eiferer Gottes, die das Leben vergiften und zerstören. Und das eben ist nun der Grund des Paradiesesbrunnens bei Selma Lagerlöf, daß das Leben für sie von Gott stammt und daß man sich auch mit der eifrigsten Frömmigkeit an Gott versündigt, wenn man sich am Leben versündigt, am Leben eines anderen Menschen oder am Dasein des Ackers, den man — auch nicht um Gottes willen — nicht ungestraft verläßt. Neben der großen Schwärmergestalt aus dem „Mädchen aus Dalarne", dem Prediger Arthur, steht Anna, das Mädchen aus Dalarne, eine Marketenderin, die Pfeife raucht und Karten spielt, und die doch, ohne das jemals zu wissen, im kleinen Finger mehr Frömmigkeit hat als der eifernde Prediger, der Jesu Nachfolge antreten will. Wohl darum, weil sie weiß, was Gut und Böse ist, ohne darüber nachzudenken und ohne sich hin und her zu zerknirschen und in jeder Handlung den Teufel zu suchen, dem man so am ehesten in die Arme läuft.

Was heißt Gut oder Böse? Das ist für Selma Lagerlöf so einfach und allerdings auch so schwer und unerbittlich wie ein Amen. Sich an einem anderen Leben, sei es eines Menschen, eines Bodens oder eines Tieres, zu vergehen, das ist die Sünde, die kaum zu sühnen ist und um derentwillen oft ganze Geschlechter verflucht werden. Daß bei der weitverzweigten Nachkommenschaft eines Pferdehändlers alle Knaben blind und blöde geboren werden, liegt nur daran, daß dieser Pferdehändler einmal ein blindes Pferd in den Tod gejagt hat. Aber solche Sünde läßt sich nun nicht durch Kasteiungen oder Wallfahrten sühnen, sondern nur durch Leben. Die vielfach mißverstandene Wallfahrt Ingmar Ingmarsons, der die Liebe eines Mädchens verraten hat, hat nicht Jerusalem zum Ziel, sondern die Heimat, in die er zwei junge Schwärmer zurückholt und ihnen so das Leben ihrer Liebe ermöglicht, das ihnen dort durch heiliges Gelübde verboten war. Die Gebote Gottes sind eng und unlösbar in das irdische Dasein verflochten. Die Liebe zu einem Menschen, an der man sich versündigen kann, ist irdische Liebe. Erst als diese irdische Liebe zwischen Ingmar und Babro zu leben beginnt, kann der Fluch von ihnen genommen werden. Und wenn Selma Lagerlöf auch gelegentlich aus dieser Haltung ausweicht und selbst zu einer moralisch Eifernden wird, so bleibt das doch der Brunnen ihres Wer-

kes, daß Gott im menschlichen und irdischen Leben gegenwärtig ist und nur da allein angebetet und versöhnt werden kann. Gottes Spuren liegen auf dem Grund der Geschöpfe und Gebilde.

Hamburg Johann Heinz Beckmann

Aus meiner Kindheit

Zehntes Stück

Das Sippenbuch

Bald nach Marieles Tod zog unsre Lisbeth aus unsrem Haus und nahm die letzte leibhaftige Erinnerung an Mariele mit fort. Ihr Wegzug tat uns allen leid, zumal Mutters Leiden sich wieder verschlimmerte. Da Vater von dem kärglichen Gehalt des Reisebruders nicht leben konnte, führte er seine Schuhmacherei weiter und richtete einen Schuhladen ein, den meine Mutter betreuen mußte. Der Laden war mit Steinplättchen gepflastert und konnte im Winter nicht geheizt werden. Das war für meine leidende Mutter wie Gift. Oft war sie wie gelähmt und konnte sich nur mühsam bewegen. Da kam denn öfter meine Großmutter zu uns, um meiner Mutter wenigstens die Lasten des Haushalts zu erleichtern. Für mich war das eine Quelle großer Freuden, denn ich liebte meine ehrwürdige Ahne über alles. Die allerschönste der Frauen dünkte sie mir, die Mutter meiner Mutter. Christine hieß sie und eine wahrhafte Christin war sie. Eine hochgewachsene Bäuerin mit strengen Zügen aber milden Augen. Die standen wie stille Blauwasser in herbstlichen Wiesen, wenn schräg schon die Sonne über die Auen streift. Sie konnte erzählen beim Ampellicht von alten Zeiten und flackerte niedrig und kurz der Docht, dann waren die Züge wie flutendes Wasser in rötlichem Felsgestein, und meine Augen gingen lustwandeln in diesem Antlitz. Oftmals durfte ich in ihrem Bett liegen im dunklen Alkoven und in meine Knabenträume rannen dann ihre Gebete wie warmer Mairegen in blühende Frühlingswiesen und ich spürte die segnenden Hände über mein Haar streichen. Leider konnte sie nie länger bleiben. An ihre Stelle trat dann die ältere Schwester meiner Mutter, unsre treue Tante Regine, mit der Mutter in einem innigen Verhältnis stand. Auch wir verstanden uns gut. Sie war, was man so nennt, eine resolute Person; solide, fest, selbständig und aufrecht. Nahe verbunden von Kind auf lebten die Schwestern in treuer Kameradschaft. An ihr hatte meine schon früh schwer heimgesuchte Mutter eine nie versagende Freundin. Folgende ergötzliche Geschichte wurde von ihr erzählt: Als junges Mädchen verdingte sie sich nach Konstanz in eine Hausstelle. Da sie ein schönes Mädchen war, hatte sie viel unter der Zudringlichkeit der Männer zu leiden. Sie waren frech, sagte meine Mutter. Auch der Hausherr hatte ein Auge auf sie geworfen. Als er aber gar zu frech wurde, verabreichte ihm meine Tante eine saftige Ohrfeige; dann packte sie ihren Koffer, schwang ihn auf den Kopf und zog los, der Heimat zu. Das war ein Weg von bald 300 Kilometer über hohe Berge und tiefe Täler. Tante Regine aber wußte sich zu helfen. Unterwegs arbeitete sie bei den Bauern für Speise und Trank und gelangte nach einigen Wochen wohlbehalten daheim an. Das war eine Leistung, die mir großen Respekt einflößte und gern stellte ich mir das starke Mädchen vor, wie es mit der schweren Mädchentruhe auf dem Kopf couragiert und tapfer der Heimat zustrebte. Sie wohnte eine Zeitlang in unsrem Haus mit ihrem Manne, dem Onkel Andres, der ein Metzger war, doch scheint das Geschäft nicht sonderlich geblüht zu haben. Er vertauschte sein blutiges Handwerk mit dem sanften Beruf des Reisepredigers und zog nach Bretten.

Das war mir sehr leid, denn damit verlor ich einen besonders lieben Freund, meinen ungefähr gleichaltrigen Vetter Fritz, mit dem ich mich besonders gut verstanden hatte. Unser beliebtestes Spiel war „Kirche halten". Er war der Organist und saß auf seinem Stühlchen an der Orgel, die er mit viel Eifer und großer Kraft trat und spielte. Ich war der Pfarrer, tat eine Schürze um und bestieg einen Schemel, der als Kanzel herhalten mußte. Dann legte ich los und tat eine mächtige Predigt, bis die Orgel wieder mit Fauchen und Brausen einsetzte zum gemeinsamen Gesang. Das war erhebend und erbaulich aber ein Kinderspiel, das beinah sich erfüllt hätte. Vetter Fritz wurde ein tüchtiger Lehrer und Organist, der sein Instrument bis heute gut zu meistern versteht und ich wäre ums Haar ein Pfarrer geworden. Unser schönes Zusammenspiel währte leider nicht lange. Vetter Fritz mußte mit nach Bretten und ich verlor zum zweitenmal den verstehenden Freund. Ich kam dann oft nach Bretten und es waren jedesmal goldene Tage, eingeleitet durch die lange Wanderung über die Berge, durch viele Ortschaften mit sonderbaren Namen: wie Kieselbronn, Bauschlott, Oelbronn, Nußbaum; dabei ließ sich doch mancherlei denken. Auch nach Maulbronn bin ich bei dieser Gelegenheit gekommen. Das war damals noch ein düsterer Ort, wo einem leicht frösteln konnte, aber bei Tante Regine wurde einem wieder warm und der Onkel machte herrliche Bratwürste. Ueberhaupt sorgte er immer, daß etwas im Bratkopf schmorte; im Winter ein Spanferkel oder eine Ente, im Frühjahr ein Böcklein und im Herbst ein Hähnchen. An so schmackhafte Gottesgaben dachte mein Vater nicht. Selten langte es bei ihm gerad noch zu einem Weck; aber Onkel Andres, der ein gemütlicher und auch zu kleinen Späßen wohlaufgelegter Mann war, kam selten ohne ein Beutestück nach Hause. Wenn er dann kam und mit schlauen Augen die Beute hervorzog und seiner Regine überreichte, dachte ich an den rauhhaarigen Esau, wie er vom Felde kam mit einem Wildbret auf der Schulter, denn Onkel Andres war auch stark behaart und bebartet und hatte für mich in seinem Handwerk etwas vom rauhen Jäger. Aber trotz dieser romantischen Wildheit war er eine reiche und lichte Natur und hatte wenig von der ehrfurchteinflößenden Art meines im harten Kampf mit den Mächten der Finsternis ringenden Vaters. So konnte er eine resolute Frau wohl brauchen. Die beiden lebten in guter Ehe und hatten so an ein Dutzend Kinder, von denen aber nur zwei am Leben blieben. So hatten auch sie „einen schweren Pack zu tragen", wie meine Mutter sich ausdrückte. Und aus meiner prächtigen Tante Regine wurde immer mehr eine vom Leben und Kindertragen ganz gebeugte Frau; krumm gebogen von Gicht und Krankheit, aber innerlich eigenwüchsig und stark, ganz in sich zurückgezogen und auf sich selbst gestellt. Noch als Student besuchte ich sie häufig und war gern von ihr gesehen. Damals erlebte sie einen großen Schreck mit mir. Mein Onkel hatte eine alte Donnerbüchse und als Tante erzählte, daß im Schweinestall Ratten sich breitmachten, stellte ich mich auf den Anstand. Es gab einen Mordsknall und ich war sehr befriedigt über meinen gelungenen Treffer. Aber noch am selben Tage bekam Tante Besuch von einem Gendarmen, von einem „Kriminaler", wie Tante mir ganz entsetzt erzählte. Als ich losknallte, war gerad ein Jude mit seinem Handelswägelchen vorbeigezogen; vor Schreck tat der Klepper einen mächtigen Satz; da brach die Deichsel und der Jude rannte zeternd zum Kadi. Ich sollte die Deichsel bezahlen oder sechs Tage ins Kittchen ziehen. Meiner Tante war das alles höchst peinlich. Als ich aber gar noch erklärte, daß ich nichts bezahlen, sondern die Strafe im Gefängnis absitzen wolle, war Tante Regine einer Ohnmacht nahe. Ich glaube, die Schande hätte sie nicht überlebt, aber mein guter Onkel Andres erlöste uns beide und zahlte die Schuld. (Schluß folgt)

Jugenheim (Bergstraße) Daniel Greiner

Die römische Frage und die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhls

Einige wenige Jahre sind seit der Lösung der „Römischen Frage" verflossen. Der neue Staat, der den Namen „Vatikanstadt" trägt, und dessen internationale Beziehungen lassen sich nunmehr in juristischer Hinsicht besser durchschauen. Es läßt sich auch besser der einzigartige Charakter seines kirchlichen Einflusses in der Welt einschätzen.

Die „Römische Frage" ist gestellt worden vor 64 Jahren, als das letzte Bollwerk der weltlichen Macht der Kirche in die Hände der italienischen Truppen fiel. Es scheint nicht, als ob damals Pius IX. sehr schmerzlich von den Ereignissen ge-

troffen worden wäre. Wenigstens schreibt der Historiker Raffaele de Cesare in seinem Buche: Rom und der Staat des Papstes, daß Pius IX., der am 20. September 1870 sein Pontifikat mit dem Segensspruch für Italien antrat, ausgerechnet an diesem Tage sich an den Tisch gesetzt haben soll, um eine Scharade zu verfassen. Raffaele de Cesare veröffentlicht auch diese Scharade, die des Papstes Geheimsekretär Monsignore di Bisogno treu aufbewahrt hatte, zum ersten Male.

Aber die historischen Persönlichkeiten gehorchen den Gesetzen derjenigen Einrichtungen, die sie repräsentieren. Der Papst zögerte nicht, die Urheber der damaligen „Usurpation" zu exkommunizieren, auf den Rat der Jesuiten hin seine „Gefangenschaft zu proklamieren", das Garantiegesetz nicht anzuerkennen und den katholischen Herrschern zu verbieten, daß sie, wenn das italienische Königspaar sie besucht hatte, diesen Besuch in Rom erwiderten.

Aber der Kirchenstaat hatte nicht von Anfang an bestanden. Er entstand erst 753 nach dem ersten Geschenk italienischer Erde, das Pipin in Saint Denis an Stephan II. machte, als Belohnung für die Salbung und den Titel eines römischen Patriziers. Aber auch von dieser Zeit an bis zum Jahre 1870 unterlag der Begriff der päpstlichen Souveränität noch einer besonderen Entwicklung. Bis zum 9. Jahrhundert erkannte man in Rom nur einen Herrscher an: den Kaiser. Auch als fremde Völker über seine materielle Schwäche triumphierten, bewahrte der Kaiser moralisch seine Souveränität, und bis dahin hatte die Kirche nicht das Bedürfnis nach dem Besitz eigenen Territoriums gefühlt. Sie war ja eingefügt in den einzigen existierenden Staat, den des Kaisers. Vom 4. bis zum 9. Jahrhundert hatte der Papst auch ohne weltliche Macht unversehrt seine geistliche Autorität gehabt. Erst seit dem Mittelalter war er zugleich weltlicher Herrscher über ein größeres Gebiet. So verband er — bis in die Neuzeit hinein — geistliche Autorität und weltliche Souveränität.

Aber seit Ende des 18. Jahrhunderts kam der Papst stärker in Konflikt mit den neuen geistigen Strömungen. Er verlor innerhalb 75 Jahren dreimal die weltliche Macht. Wollte er diese behalten, so riskierte er es, entweder der Gewalt weichen zu müssen oder seine Unabhängigkeit zu verlieren, wie es Pius VII. geschah.

Die traurigen Erfahrungen mit der weltlichen Macht und die trotzdem im 19. Jahrhundert verstärkte geistliche Autorität ließen nach und nach beim Heiligen Stuhl den Wunsch geringer werden, einen größeren Staat zu besitzen, jedoch nicht das Verlangen, überhaupt eine weltliche Macht auszuüben. Diese sollte seine Unabhängigkeit garantieren und sie allen sichtbar machen, damit er frei die höchste geistliche Macht ausüben könne. In dem Maße, als sich das Verlangen nach weltlicher Macht beim Heiligen Stuhl minderte, nahm auch dessen Abneigung gegen das Königreich Italien ab. Es ist nicht sicher, ob Leo XIII. ernstlich mit Crispi über eine Versöhnung verhandeln wollte. Dessen Initiative wurde vereitelt durch die Opposition der Intransigenten unter der Führung des Kardinals Rampolla.

Erst während des Weltkrieges hörte man zum ersten Male in den Räumen des Vatikans Worte dieser Art: „Nicht von den ausländischen Mächten, sondern von der Gerechtigkeit des italienischen Volkes erwarten wir die Lösung der Römischen Frage." Benedikt XV. drückt beim ersten diplomatischen Empfang nach dem Kriege seine Trauer darüber aus, daß unter den verschiedenen Vertretern nicht diejenigen Italiens zu sehen seien. Der Papst beanspruchte nicht mehr Rom, sondern wollte sich mit einem Ersatz zufrieden geben. Die Ansprüche des Vatikans wurden begrenzt auf die Revision des Garantiegesetzes und der Territorialfrage. Der Tod Benedikts XV. führte zu einer Unterbrechung der Verhandlungen. Unter der Regierung Mussolinis wurden sie durch die Lateranverträge zum Abschluß gebracht (CW 1929, 300 ff.).

Die Abkommen zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien sind nicht nur begünstigt worden durch die freundschaftliche Haltung, die nach und nach, wie gesagt, der Heilige Stuhl Italien gegenüber eingenommen hatte, sondern auch durch die günstige Haltung, die der Faschismus der katholischen Religion und dem Klerus gegenüber einnahm. Im Vatikan war nicht mehr der Kardinal Rampolla tätig, sondern Kardinal Gasparri und die Jesuiten. In der italienischen Regierung war nicht mehr eine antiklerikale Partei, sondern ein Ministerium, das in sein Programm den Kampf gegen die Feinde des Vatikans, d. h. gegen die Prinzipien des 19. Jahrhunderts, gegen Demokratie, Freimaurertum, Liberalismus aufgenommen hatte. Der Faschismus ging zur Messe, er folgte den Prozessionen, brachte das Kruzifix wieder in den Schulen an, ehrte die Prälaten. Mit dem Faschismus war es nicht nötig, zu kämpfen. Man konnte sich mit ihm verständigen.

Am 11. Februar 1929 erfolgte die Verständigung in einem Vertrag und im Konkordat, von dem der Papst selbst sagte: „Ein Konkordat, das wir untrennbar mit dem Vertrag verbunden wissen wollten, um pflichtschuldigerweise die religiösen Verhältnisse Italiens zu regeln."

Aber über diese geforderte Untrennbarkeit des Konkordats mit dem Vertrag sind die ersten Meinungsverschiedenheiten entstanden. Es kann sein, daß Pius XI. den Vertrag als ein Mittel angesehen hat, um zum Konkordat zu gelangen, aber das ändert nichts an der Natur der Sache. Konkordate können fallen, ohne das Schicksal des Staates mit sich zu reißen. Im Lateranvertrag im besonderen wird durch ausgesprochene Erklärung beider Parteien „in endgültiger und unwiderruflicher Weise" die „Römische Frage" beigelegt. Das Konkordat kann nicht „in endgültiger und unwiderruflicher Weise" die Beziehungen zwischen dem italienischen Staat und der Kirche regeln, weil es sich um einen innenpolitischen Akt handelt, der veränderlich ist mit den Regierungen. Der Vertrag dagegen regelt die Beziehungen zwischen zwei Staaten und hat infolgedessen internationalen Charakter.

Bleiben wir nun bei dem, was in endgültiger und unwiderruflicher Weise geregelt wurde. Die Acta Apostolicae Sedis vom 7. Juni 1929 veröffentlichen die Verfassung des neuen Staates Città del Vaticano. Es hat damit endgültig der Widerspruch aufgehört, der darin bestand, daß man von dem Rom des Papstes und von dem Rom des italienischen Königs sprach. Jetzt spricht von Rom nur der König oder sein Minister. Der Papst spricht vom Vatikan.

Der neue Staat weist einige Besonderheiten auf. So hat z. B. nach Artikel 2 Italien für gewisse öffentliche Dienste der Vatikanstadt Sorge zu tragen. Nach Artikel 22 kann sich Italien mit der Bestrafung von Verbrechen befassen, die innerhalb des Gebietes des neuen Staates begangen wurden. Das Asylrecht ist aufgehoben für diejenigen, die auf italienisches Territorium flüchten. In der Vatikanstadt gibt es nur einen Eigentümer: den Heiligen Stuhl. Ihre Bewohner können nur Gäste sein oder Pächter. Alle Behörden werden vom päpstlichen Herrscher ernannt, der „die volle gesetzgeberische, ausführende und richterliche Macht besitzt". Aber trotz dieser und anderer Anomalien, die man leicht aufzählen könnte, hat der Papst mit dem neuen Staat seine sichtbare Unabhängigkeit — die tatsächliche hatte ihm nicht gefehlt — und seine internationale Persönlichkeit aufs neue gesichert. Nach 1870 allerdings hatte er verkündigt, daß der Wechsel der politischen Zustände auf seine Unabhängigkeit und seine internationale Persönlichkeit keinen Einfluß habe, also auch nicht auf sein Recht, mit andern Staaten in Beziehung zu treten. Aber in Wirklichkeit hatten die Soldaten Italiens mit der Bresche in die Porta Pia nicht nur Rom ihrem Vaterland wieder einverleibt, sondern sie hatten die Basis jener internationalen Stellung des Papstes erschüttert.

In anderer Beziehung noch stellt der Lateranvertrag etwas Neues dar. Während das Garantiegesetz aufgerichtet wurde nach inneritalienischem Recht, ist der Vertrag dagegen, als ein diplomatischer Pakt zweier Mächte, nach internationalem Recht geschlossen worden. Seitdem der päpstliche Herrscher wieder Chef eines Staates geworden ist, kann ein anderer Staat den Vertrag, den er unterschrieben hat, nicht aufheben oder die diplomatischen Beziehungen abbrechen, ohne eine internationale Verpflichtung zu verletzen.

Bemerkenswert ist der Verzicht des Heiligen Stuhles —

sanktioniert durch den Lateranvertrag —, teilzunehmen an den weltlichen Streitfragen einzelner Staaten untereinander. Es kam dem Papst vor allem darauf an, seine Macht und seine geistliche Vorherrschaft als „ein mit seiner Natur verknüpftes Attribut, in Uebereinstimmung mit seiner Tradition und mit den Erfordernissen seiner Sendung in der Welt" zu befestigen. Der Artikel 2 des Vertrags läßt keine Zweifel über die Ziele des Heiligen Stuhles.

Der Besitz eines großen Staates war für den Papst keine Notwendigkeit. Wichtiger war dagegen, zum Vorteil für seine Weltmission, ein kleiner und reicher Staat. Deshalb hat er die Annahme einer Bankanweisung über 750 Millionen und eines Pakets Wertpapiere im Nennwert von 1 Milliarde italienischer Lire nicht verweigert. Auf größere Ausdehnung seines Territoriums, die, wie die Erfahrung gezeigt hatte, so gefährlich werden konnte, durfte er verzichten. Anderseits hat er es vorgezogen, sich in seine Grenzen einzukapseln, um desto kräftiger die geistliche Herrschaft über die Welt wieder anzustreben.

Der Katholizismus nennt sich universell und zählt wenigstens nominell 300 Millionen Gläubige in fast allen Staaten der Erde. Dem Papst gegenüber haben alle Katholiken die Pflicht des absoluten Gehorsams. Die Freiheit, die der Heilige Stuhl dem katholischen Bürger gewährt, deckt sich nicht mit derjenigen des einfachen Staatsbürgers. Die Pflichten des katholischen Bürgers sind festgelegt im Syllabus. Wenn beispielsweise ein Katholik den russischen Sowjets oder einem Präsidenten Calles seine Zustimmung geben würde, so würde er den Strafen der kirchlichen Autorität unterliegen. Hierfür gibt es zahlreiche Präzedenzfälle: Paul V. verlangte von der Republik Venedig die Abschaffung von vier Gesetzen und suchte inzwischen deren Durchführung zu verhindern; die Venezianer machten es wie die Engländer, indem sie auf solches Ansinnen mit Trennung von Rom antworteten. Im Kampf der Legitimisten gegen die Republikaner in Frankreich nahm Leo XIII. schließlich Stellung gegen die Legitimisten, die der Heilige Stuhl vorher noch verteidigt hatte. Um diesen Wechsel zu rechtfertigen, stützte er sich auf die bequeme Theorie des fait accompli (das in Frankreich die Republik bedeutete) und des Respekts vor dem Willen des Volkes (was Respekt gegenüber der republikanischen Mehrheit bedeutete). Pius X. aber verbot dem französischen Klerus, den Trennungsgesetzen zu gehorchen. Man könnte noch viele derartige Beispiele anführen, doch mag das genügen, um zu zeigen, wie reichhaltig das Arsenal des Heiligen Stuhles ist, das Angriffs- und Verteidigungswaffen für alle Schlachten enthält.

Der Papst kann leicht auf die innere Politik einzelner Staaten einwirken. Er konnte infolgedessen auch zu seinem Vorteil auf das Recht verzichten, in die weltlichen Kompetenzen der Staaten einzugreifen (Artikel 24 des Lateranvertrags). Bekanntlich sollen die Konkordate die Beziehungen der Kirche zu den verschiedenen Staaten regeln, um gerade die wechselseitigen Einmischungen und Konflikte zu vermeiden. Aber typisch ist das Beispiel des erst kürzlich aufgetretenen Konfliktes zwischen der faschistischen Regierung und dem Heiligen Stuhl wegen der Frage der Jugenderziehung. Typisch und lehrreich auch für die anderen Staaten. Die Polemiken, die der Versöhnung zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien folgten, haben gezeigt, wie der Papst seine Autorität in der Welt wieder herzustellen beabsichtigt. Nach der Meinung des Heiligen Stuhles sollte bei Italien der Anfang dieser Wiederherstellung gemacht werden.

Rom Mario Puglisi

Vom österreichischen und vom deutschen Konkordat

In Oesterreich ist die neue Verfassung angenommen worden, die das Parlament zugunsten des Bundeskanzlers Dollfuß wesentlich ausschaltet, unter Protest der Minderheit (die mit den vorher ausgeschlossenen Sozialdemokraten die Mehrheit im Parlament gehabt haben würde) und unter leidenschaftlichem Widerspruch weitester Volkskreise, der Nationalsozialisten und anderer Großdeutscher wie andrerseits der Sozialdemokraten. Unmittelbar darnach ist das Konkordat mit dem Papst abgeschlossen worden, das der katholischen Kirche ähnlich große Vorteile bringt wie einst das von 1855 (1870 sagte sich der Staat von diesem los). Der Josephinismus, der starke Einfluß des Staates und seiner Herrscher (die in habsburgischer Zeit allerdings treu katholisch zu sein pflegten) auf die Kirche, besonders auf die Bestellung der Bischöfe, ist preisgegeben; die Entscheidung über die Besetzung der Bistümer ist wesentlich in die Hand des Papstes gelegt. Zum Teil entsprechen die Bestimmungen denen in den neueren deutschen Konkordaten; besonders charakteristisch sind die folgenden über Vereine und Presse: „Der Bund" (d. h. Oesterreich) räumt den Vereinigungen, die vornehmlich religiöse Zwecke verfolgen, einen Teil der katholischen Aktion bilden und als solche der Gewalt des Diözesanordinarius unterstehen, volle Freiheit hinsichtlich ihrer Organisation und Betätigung ein. Der Bund wird dafür Sorge tragen, daß die Erhaltung und Entfaltungsmöglichkeit der seitens der zuständigen kirchlichen Oberen anerkannten katholischen Jugendorganisationen geschützt werde und daß in vom Staat eingerichteten Jugendorganisationen der katholischen Jugend die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten in würdiger Weise und ihre Erziehung in religiös-sittlichem Sinne nach den Grundsätzen der Kirche gewährleistet werde. Die Presse wird hinsichtlich der Vertretung katholischer Lehrsätze keinen Beschränkungen unterworfen sein." Der Text des Konkordats findet sich im österreichischen Bundesgesetzblatt vom 1. Mai und im Osservatore Romano vom 2. Mai. Es erhält den Rang einer Verfassungsbestimmung. Durch staatliche Zuschüsse an katholische Privatschulen wird öffentlichen katholischen Bekenntnisschulen der Weg gebahnt. Dieser katholischen Tendenz entspricht, daß das Konkordat keine starke Aenderung des Eherechts bringt, das in Oesterreich von altersher durch katholische Grundsätze bestimmt ist: die Ehe von Katholiken kann hier nicht geschieden, es kann nur Trennung des Zusammenlebens ausgesprochen werden. Wiederverehelichung eines geschiedenen Katholiken ist unmöglich. Sozialdemokratische, aber auch andere Behörden haben nach dem Krieg in Tausenden solcher Fälle Dispens vom katholischen Eheband ausgesprochen, so daß es zu einer Fülle von sogenannten Dispensehen kam. Die Gerichte haben aber diese Dispensehen zwar nicht für ungültig, jedoch für anfechtbar erklärt. Darunter leiden Tausende von Familien. Das veraltete Eherecht wird nun sogar auf das Burgenland ausgedehnt, wo bis jetzt das weitherzigere ungarische Eherecht galt.

Für Dollfuß kann und soll die enge Verbindung, die sein Staat mit der römischen Kirche eingegangen ist, außenpolitisch wie innenpolitisch eine Stütze sein. Sucht er den Nationalsozialismus zu unterdrücken und bestehen Spannungen zwischen dem in Deutschland herrschenden Nationalsozialismus und der katholischen Kirche, so erscheint es begreiflich, daß der österreichische Staatskanzler sich um so enger an die Kurie anlehnt. Nur wächst nun bei denen, die gegen Dollfuß und sein System sind, der Groll gegen die römische Kirche. Schon 1933 ist die Los-von-Rom-Bewegung wieder stärker gewesen als je seit den ersten Nachkriegsjahren, und 1934 ist sie vollends angeschwollen, wie die hier Sp. 428 oben mitgeteilten Zahlen beweisen. Ist solcher Bund von Staat und Kirche wohlgetan? So wird man auch abwarten müssen, welche Bedeutung es gewinnt, daß, wie gemeldet wird, der evangelischen Kirche Oesterreichs Rechte zugesichert worden seien, die den der katholischen gewährten entsprechen. Einen Fortschritt kann es bedeuten, daß das Konkordat sich nur auf die gemäß dem kanonischen Recht geschlossenen Ehen bezieht, also nicht auf solche Mischehen, die nicht katholisch getraut sind.

Zwischen Deutschland und der Kurie wird seit langer Zeit über Ausführungsbestimmungen zum Konkordat verhandelt. Die Besprechungen, die in Rom zu keinem Ergebnis führten, sollen jetzt in Berlin fortgesetzt werden. Es handelt sich unter anderem namentlich um Bestimmungen über das katholische Vereinswesen, z. B. solche über die Tätigkeit und Rechtsstellung des Caritasverbandes, und über katholische Jugendpflege. Neben Ministerialdirektor Dr. Buttmann vom Reichsministerium des Innern sollen nach Zeitungsnachrichten von staatlicher Seite der Reichsjugendführer Baldur von Schirach und der Führer der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley beteiligt sein, von katholisch-kirchlicher Seite Erzbischof Gröber von Freiburg und die Bischöfe Bares von Berlin und Berning von Osnabrück (der dem preußischen Staatsrat angehört). Daß die Konflikte zwischen lokalen Behörden und Amtsstellen der NSDAP einerseits, katholisch-kirchlichen Stellen und Verbänden andererseits, Konflikte, von denen in letzter Zeit ständig berichtet wurde, sich wieder mindern, ist um unseres inneren Friedens willen dringend erwünscht. Wenn ein Kreisleiter in Schweinfurt sämtliche Jugendverbände durch Gaubefehl verbietet und dabei ausdrücklich erklärt, die Schutzbestimmung aus Artikel 31 des Reichskonkordats sei in seinem Bezirk aufgehoben, auch das Vermögen dieser Vereine beschlagnahmen will (B. N. 10. Mai), so wird man auf staatlicher wie kirchlicher Seite überzeugt sein, daß diese Dinge nicht von Bezirksstellen entschieden werden können (die Verfügung wurde dann auch als „mißverstanden" zurückgenommen). Es bleiben, auch wenn örtliche Reibungen wegfallen werden, der grundsätzlichen Fragen genug, so die nach dem künftigen Charakter unserer Schule. Hatte man 1919 in der Verfassung, den tatsächlichen Verhältnissen und dem in Deutschland Ueberlieferten entsprechend, die Bekenntnisschule rechtlich anerkannt, so hat der bayerische Ministerpräsident Siebert in einer viel beachteten Rede in

Würzburg, in der er sich gegen jede politisierende Kirche wandte, als sein Ziel hingestellt „die gemeinschaftliche Erziehung unserer Jugend auch in der Volksschule unter Trennung des religiösen Unterrichts", d. h. also die staatliche Simultanschule. Der „Völkische Beobachter" schreibt hierzu: „Der deutsche, der politische Mensch wird in die Schule des nationalsozialistischen Staates genommen werden, was die Forderung in sich schließt, die Schüler der verschiedenen Bekenntnisse schon in den Volksschulen zusammenzufassen" (8. Mai). Dem entspricht es, daß gerade in Bayern, wie neulich (Sp. 282) gemeldet, in einigen evangelischen Städten die Anmeldungen zur Bekenntnisschule sehr ab-, die zur Simultanschule sehr zugenommen haben. M.

Aus Zeitschriften

Deutsches Pfarrarchiv. Zeitschrift für die Rechtspraxis der Deutschen Evangelischen Kirche und der preußischen Landeskirchen. Neue Folge des Preußischen Pfarrarchivs. Herausgegeben von Kurt v. Rohrscheidt. Berlin, Franz Vahlen. Jährlich 4 Hefte. 8 M.

Auf den reichen Inhalt dieses Archivs haben wir bereits öfters hingewiesen; es ist in der neuen Kirche ebenso unentbehrlich wie in der alten. Im letzten Hefte des 21. Bandes habe ich die Kirchensteuerfrage im Gebiete der Kirche der Altpreußischen Union behandelt und weitgehende Vorschläge für eine Reform gemacht, die eine gerechtere Belastung und eine größere kirchliche Unabhängigkeit herbeiführen soll. Im ersten Hefte des 22. Bandes gibt Professor Giese (Frankfurt) eine Einführung in das neue kirchliche Verfassungsrecht unter dem Titel „Die Evangelische Kirche im neuen Deutschland" und im zweiten Heft Konsistorialrat Duske (Berlin) eine Art Ergänzung dazu in einer kritischen Würdigung der beiden ersten Lebensabschnitte der jungen Reichskirche, Oberregierungsrat Armbruster (Magdeburg) eine Darstellung des Beamtenreichsrechtes in seiner Wirkung auf Kirchenbeamtenrecht. Daneben wird die Fülle der Gesetze, Verordnungen und Erlasse abgedruckt, die von Einfluß ist auf die kirchliche Verwaltung in ihren verschiedensten Gebieten. Die geschichtliche Entwicklung geht heute aber vielfach rascher als die Rechtsentwicklung. Man wird heute, nach dem bekannten Erlaß von Heß, nicht mehr sagen können, daß „der nationale Staat als staatserheblich nur noch die christlichen Religionsgesellschaften anerkennt" (Giese), und nach der Uebertragung der Verwaltung der altpreußischen Kirche auf die Reichskirchenregierung nicht mehr, daß „die Landeskirchen nicht in der Reichskirche aufgegangen seien" (Giese); auch nicht mehr, daß die Stärkung der episkopalen Machtstellung in der Bezeichnung „Kirchenminister" „besonders zum Ausdruck" komme (Duske); denn Kirchenminister gibt es bereits nicht mehr. Erfreulicherweise bezeichnet Duske die stärkere Betonung des konsistorialen und die geschickte Heranziehung des synodalen Elementes als „ein Gebot der Stunde". Ohne einen sachkundigen Berater, wie ihn das „Deutsche Pfarrarchiv" darstellt, vermag man der Entwicklung nicht mit Verständnis zu folgen. August Schowalter

The Christian Century. A Journal of Religion (Chicago). Neben lehrreichen grundsätzlichen Artikeln, wie dem von Reinhold Niebuhr: Religion as a source of radicalism, der von seiner Auseinandersetzung mit Spengler ausgeht, bringt fast jede Nummer Ausführungen über die deutschen Kirchenkämpfe. Einige Schlagzeilen: „Der Freikirchengedanke im Anschwellen", „Kirche und Staat in Deutschland schließen Kompromisse", „Der Bischof der Nationalsozialisten macht Konzessionen". In den einzelnen Ausführungen mischt sich Wahrheit mit Irrtum; auch richtige Gedanken können falsch werden, wenn man sie nicht richtig zu Ende führt. So schreibt man: „Der Freikirchengedanke breitet sich in Deutschland aus, 15 Jahre zu spät, aber besser später als nie ... es war die Drohung des Staates, die Unterstützungen zu entziehen, welche die lutherischen Bischöfe mürbe gemacht hat, so daß sie kürzlich den Notbund im Stich ließen ... Im Pfarrhause des Unterseebootskommandanten Niemöller verhandelte man über die Möglichkeiten einer vollständigen Trennung von Kirche und Staat." „Karl Barth lehrt noch in Bonn. Entlassungsverordnungen wurden der Presse schon angekündigt, aber wieder widerrufen ..." Eine Frage: Wie sollen wir diesen Meldungen den genauen Sachverhalt entgegensetzen, ohne „Politik zu machen"? Wie sollen wir unseren evangelisch-protestantischen Brüdern im Ausland begegnen mit Antworten, wenn sie bei uns allerlei Schweigegebote als Untergrund von Unwahrhaftigkeit vermuten?

The Inquirer. Organ of Unitarian Christianity and Free Religious Fellowship (London EC 4). Der englische Berichterstatter rückt den deutschen Kirchenkampf noch offener in politische Beleuchtung als der Amerikaner. In einem Aufsatz „Sadistic Shirtism" kann man lesen: „Das Hauptproblem, das unsere Geistlichen heute packt, ist kein theologisches Problem. Es ist auch keine Frage kirchlicher Organisation. Sondern es ist eine Frage, die das Volk sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche angeht: Wollen wir zusehen, daß England ebenso wie andere Länder unter Diktatur gerät? ...; Fascismus bedeutet das Ende religiöser Freiheit ..." usw. In einem Aufsatz: „Deutsches Christentum" heißt es über die deutschen Verhältnisse: „Es will uns mehr als befremdlich, ja als tragisch erscheinen, wenn in einem Land, welches so viel für die Befreiung des Christentums von jahrhundertealten Fesseln geleistet hat, man nun Zeuge sein muß, wie man Verpflichtungen auf sich nimmt, die nicht bloß die Entchristlichung der Deutschen Evangelischen Kirche bedeuten, sondern christlicher Freiheit überall zuwiderlaufen. Ein totaler Staat, mit einer ihm gefügigen Kirche ... würde in der Tat übereinstimmen mit dem, was man in Deutschland plant, aber ein solcher würde auch aufhören, ‚ein Zeuge göttlichen Geschehens in aller Welt' zu sein." Gegen jenen Aufsatz: „Sadistic Shirtism" (vom 21. April, Seite 183) wurde von deutscher Seite eine Entgegnung eingesandt, die in der letzten Nummer vom 5. Mai abgedruckt ist. Von einer „Nazification of religion in Germany" könne nicht gesprochen werden. Alle christlichen Bekenntnisse seien geduldet. Das ist richtig. Aber die Verfasserin schildert im zweiten Abschnitt die deutsche Kirchenkampflage doch sehr schief, wenn sie behauptet, der Reichsbischof verlange von seinen Pastoren nur die Anerkennung der neuen Kirchenordnung und des streng orthodox-lutherischen Glaubens, wobei manche die lutherischen Glaubensartikel nicht mehr unterschreiben könnten und auf der anderen Seite eine freichristliche Bewegung die Kirche für sich in Anspruch nehmen wolle. Abgesehen davon, daß keine dieser Bezeichnungen die bestehenden Kampffronten wiedergibt, redet sie auch um die eigentlichen Motive herum. Man sollte keine irreführenden Meldungen solcher Art ins Ausland geben.

Kiel Otto Hubele

Bücher und Schriften

Das Paulusgebet. Untersuchung auf Grund seiner Selbstzeugnisse von Ernst Orphal. Gotha, Klotz. 5 M.

Von Ad. Deißmann, dem er das Buch gewidmet, hat Orphal gewiß die Anregung zu seiner Untersuchung erfahren. Mit Liebe ist sie geschrieben. In das Wesen des Apostels hat er sich eingefühlt, um vom Zentrum aus zu schreiben. In den Paulusbriefen nimmt das Gebet einen breiteren Raum ein, als der Durchschnittsleser denkt. Aus privaten und öffentlichen Gelegenheiten des Betens ist eine Fülle von Einzelstücken erhalten. Orphal hat sie auf Grund statistischer Sammlung zusammengebracht. Daraus wurde ein paulinisches Gebetbüchlein, das Kernstück der Arbeit. Wenn auch kein vollständiges Bild des betenden Apostels wiederhergestellt werden kann, so bekommt man doch tiefe Einblicke in die Gebetsgewohnheiten und den Inhalt der Gebete; auch darauf fällt Licht, wie Paulus seine Gemeinde zum Beten erzog. Daß der Anschluß des Paulusgebets an Jesus hervorgehoben wird, besteht gewiß zu Recht. Ob freilich das Vaterunser sich aus den Anklängen heraus entwickeln läßt, wie Orphal meint, erscheint unsicher. Die sprachliche Untersuchung fehlt nicht; allein sie könnte organischer an vorhandene Arbeiten angeschlossen werden. Die in den Anmerkungen angefügten Exzerpte aus Werken von Warneck, Schmitz, Heimüller, Wernle und Weinel entschädigen dafür nicht. Eine Ausnahme macht die Beziehung auf Deißmann. Roland Schütz

Gottes Hausgenossen. Die Kirche Christi als Urbild menschlicher Lebensordnung. Von Alfred Dedo Müller. Berlin, Furcheverlag 1932. 32 S. 1 M.

Im Anschluß an Eph. 2, 19—22, stellt Müller die Kirche dar als den Ort radikal realistischer Auffassung des Menschen, radikaler Gottesoffenbarung und radikaler menschlicher Verantwortung. Nachdrücklich vertritt Müller die Notwendigkeit der Eigenständigkeit und Eigengestaltung der Kirche und die Einsicht, daß die Aufgabe der Kirchenerneuerung nur mit kirchlichen Mitteln durchgeführt werden kann. Walter Bülck

Vorbereitung und Verbreitung von Martin Luthers 95 Thesen. Von Johannes Luther. Greifswalder Studien zur Luther-Forschung und neuzeitlichen Geistesgeschichte 8; Walter de Gruyter & Co. 1933. 41 S.

In dieser kleinen Studie wird nicht auf die religiösen, theologischen, kirchlichen oder kulturellen Hintergründe eingegangen, die zur Entstehung und schnellen Verbreitung der 95 Thesen geführt haben, sondern in nüchterner, klarer Darstellung wird in Kritik, Würdigung und Weiterführung älterer Theorien deren äußerer Werdegang untersucht; besonders sucht Luther die Frage nach der zeitlichen Fixierung der einzelnen Stationen dieses Entwicklungsganges zu beantworten. Das Ergebnis ist, daß Luther „seine lateinischen 95 Thesen zuerst für eine der damals üblichen Freitagszusammenkünfte im engsten Gelehrtenkreise der Wittenberger Theologen aufgestellt, ... ‚bloßlich geschrieben' hat". Da ihn das nicht befriedigte, entschloß er sich zu einer öffentlichen Disputation am Allerheiligenfest 1517, ließ, um auch eine Teilnahme außerhalb Wittenbergs zu ermöglichen, die Thesen vorher drucken, und zwar weil er seine Absicht vorerst noch geheimhalten wollte, nicht in Wittenberg, sondern in Leipzig bei Melchior Lotther. Eines dieser gedruckten Exemplare hat er am Portal der Schloßkirche angeschlagen. Gleichzeitig oder doch bald darauf ließ er seinen Sermon von dem Ablaß und Gnade ausgehen, der die Grundgedanken der 95 lateinischen Thesen in 20 ausführlicheren deutschen Thesen zusammenfaßte, und durch diesen erst sind seine Angriffe gegen den Ablaß so schnell verbreitet, daß sie „schier in vierzehn Tagen" ganz Deutschland durchliefen. Auf Grund des bisher zur Verfügung stehenden Materials kann eine bessere Antwort auf die erörterten Fragen nicht gegeben werden. Walter Elliger

Der deutsche Luther. Von Wilhelm Fronemann. Leipzig, Franz Schneider Verlag. 140 S.

Dieses Volksbuch werden Kinder und Erwachsene gleicherweise verstehen und lieben. Das Anekdotische findet — und nicht zuletzt in der Darstellung der Jugendzeit — immer seine Stätte, ohne aber den Fortgang des Geschehens aufzuhalten oder auch nur zu stören. Am prächtigsten sind die Zeiten der Entscheidung dem Verfasser gelungen, die Tage um den Reichstag zu Worms und auch die späteren Jahre der Einordnung reformatorischer Verhältnisse in das damals so zerrissene staatliche Leben. Es ist gut, daß die letzten Kapitel sich wesentlich auf Luthers Ehe und Familie beziehen und weniger auf das Kirchenpolitische, und es ist ferner sehr zu loben, daß das objektive Urteil des Verfassers nichts entstellt und nicht im Interesse einer Konfession die Grundlagen der andern fälscht. Der Ablaßhandel war mindestens so sehr eine staatspolitische als kirchenpolitische Handlung — und eben: dies Buch ist dem deutschen Volk und nicht etwa nur einem Teil des deutschen Volkes gegeben. Erich Bockemühl

Judentum, Christentum, Germanentum. Adventspredigten von Michael von Faulhaber. München, A. Huber. 124 S. 1.50 M.

Diese Predigten des Münchener Kardinals sind alsbald Gegenstand lebhaften Streites geworden. Sie sind auch für den Protestanten von starkem Interesse. Am wenigsten anziehen wird Viele die Weihnachtspredigt, mit lehrhaften Beweisen aus den messianischen Weissagungen und dem harten Satz: „Wo der Glaube an die göttliche Natur des Gesalbten" (Christus) „preisgegeben oder ausgehöhlt wird, kann von Christentum keine Rede mehr sein." Und Alb. Schweitzer? Und Matth. 7, 21? Auch die Behauptung, daß Jesus „standesamtlich als Nachkomme Davids in die Stammregister eingetragen" gewesen sei, geht über den bei treuen Katholiken selbstverständlichen Dogmenglauben hinaus. Und obwohl der Kardinal, weil der Katholik neben der Bibel die Tradition ehrt, sagen kann: „Für uns Katholiken greift die Los-von-Moses-Bewegung nicht in gleicher Weise an den religiösen Lebensnerv wie für die von uns getrennten Brüder", betont er doch die Inspiration: „Diese Bücher" (das Alte Testament) „sind nicht von Juden verfaßt, sie sind vom Geiste Gottes eingegeben." Aber er stellt offen das Alte und das Neue Testament nicht auf die gleiche Stufe, und für die Schuljugend will er nicht die Vollbibel. Und was er über die religiösen, sittlichen und sozialen Werte des Alten Testaments sagt, ist immer klar und eindrücklich, bisweilen glänzend formuliert. Die Predigt, die besonderen Anstoß erregte, ist die letzte, über Christentum und Germanentum; die Art, wie hier nach Tacitus eine Schilderung von den alten Germanen entworfen wird, werden viele Evangelische mehr in einem Vortrag als in einer Predigt erwarten; aber manche katholische Predigt ist eben stark lehrhaft. Besonderen Widerspruch hat der Satz gefunden: „Nicht dazu hat uns Gottes Gnade vor dem russischen Heidentum bewahrt, um uns jetzt in einem germanischen Heidentum versinken zu lassen." Wer sich ein Bild davon machen will, inwieweit gegenüber völkischer Ablehnung des Christentums Katholiken und Evangelische zusammenstehen können, darf an diesen charakteristischen und kraftvollen Predigten nicht vorübergehen. M

The New Church And The New Germany. Von Charles Macfarland. New York, MacMillan. 206 S. 2.25 Dollar.

Der langjährige Generalsekretär des Federal Council versucht in diesem Buche der englisch sprechenden Welt ein zusammenhängendes Bild der neuen Kirchenentwicklung Deutschlands zu geben. Das Ausland war bisher abhängig von den nicht immer zuverlässigen Zeitungsberichten, wobei vielfach Mißverständnisse und Mißdeutungen vorkamen. Macfarland sucht ein charakteristisches Bild der Vorgänge zu geben, ohne dabei sein eigenes kritisches Urteil zu unterdrücken. Das Buch ist gewidmet: „Meinen langjährigen Mitarbeitern und Freunden, die die evangelische Kirche Deutschlands zu ernster Verbundenheit mit der ökumenischen Christenheit geführt haben." Es beruht auf einer langjährigen Bekanntschaft mit deutschen Verhältnissen, dann aber vor allem auf einem Aufenthalt in Berlin, wo er mit den politischen und kirchlichen Führern persönliche Fühlung nahm. Nach einem Rückblick auf die Entstehung und Tätigkeit des Kirchenbundes, die ökumenischen Beziehungen, die Freikirchen, geht Macfarland auf die schweren gegenwärtigen und vielfach strittigen Probleme der heutigen kirchlichen Lage ein, die Anwendung des Arierparagraphen auf die Kirche, die Beziehung der Kirche zur nationalsozialistischen Bewegung und zum Staat. Die kirchenpolitischen Parteien, die nichtchristlichen neuen Religionsbewegungen finden alle eine Darstellung, die auf frischem Eindruck und zum Teil auch auf frischen Quellen beruht. Gerade diese Quellenabdrucke im Anhang, die die Verfassung wiedergeben, die Marburger Erklärung, den Text des Konkordats, sind für das Ausland außerordentlich wertvoll. Es empfängt hier zum ersten Male eine zusammenhängende und übersichtliche Darstellung. Das Buch erschien 1934, also zu einem Zeitpunkt, wo kritische Ereignisse die Lage ungeheuer verschärften. „Die Lebenden reiten heute schnell" und die Bücher können mit den Ereignissen daher nicht Schritt halten. Macfarland hält mit der Kritik nicht zurück, namentlich hinsichtlich der Anwendung des Arierparagraphen. Sein Buch ist aber im übrigen mit viel Verständnis und Sympathie für das Werden einer neuen einheitlichen Kirche geschrieben, obschon man von einem amerikanischen Verfasser nicht erwarten darf, daß er das enge Verhältnis von Staat und Kirche nicht, aus seiner eigenen Geschichte heraus, als eine ständige Bedrohung des Kirchenlebens ansehe. Das Buch eines Augenblicks, mit dem bedeutsame Urteile und eine ganz bestimmte Kritik zum Ausdruck kommen mußten. Es fand in Amerika sofort eine starke Verbreitung und trug schon wesentlich bei zur Bildung eines besseren Verständnisses der deutschen Vorgänge. Adolf Keller

Grundlagen pädagogischen Handelns. Beiträge zur neuen Erziehung. Für den „Arbeitsbund für wissenschaftliche Pädagogik auf reformatorischer Grundlage" herausgegeben von Magdalene von Tiling und Konrad Jarausch. Stuttgart, Steinkopf 1934. 312 S. Kart. 5.20 M, geb. 6 M.

Dieses Werk, das die Gemeinschaftsmächte der Erziehung, Ordnungen und Sitte, Volk, Staat und Kirche, Jugendbund, Beruf und Schulwesen, behandelt, ist eine Weiterführung der „Grundlagen pädagogischen Denkens" von Mgd. von Tiling, die in der CW 1933, Sp. 715/16, besprochen wurden und nun schon in zweiter Auflage erschienen sind. Der zweite Herausgeber ist wohl der einzige dialektische Theologe, der sich durch eine rein praktische längere Arbeit auf dem Gebiete der Religionspädagogik vorteilhaft bekannt gemacht hat („Die Behandlung des Markusevangeliums" in „Schule und Evangelium" 1929/30). Die Verfasser dieses Werkes gehören mit ihrer Führerin dem Flügel der dialektischen Theologie an, der sich mit Gogarten dem Dritten Reich angeschlossen hat. Deswegen wird die erziehliche Bedeutung von Arbeitsdienst und Jugendbund sehr richtig hervorgehoben. Deshalb werden die Ordnungen Geschlecht, Ehe, Familie, Sippe, Nachbarschaft, Volk, Staat sämtlich in unerwarteter Weise als „politische" Ordnungen mit einer Umbiegung des gewohnten Wortsinnes bezeichnet.

Schon Otto Willmann hat in seiner „Didaktik als Bildungslehre" (1882—1889) am Anfang den Nachweis geführt, daß in der Erziehungslehre der Menschheit die Betonung des Einzelmenschen und die der menschlichen Gemeinschaften in größeren Zeiträumen einander abwechseln. Jetzt sind wir ganz am Ende dieser Pendelschwingung nach der Seite des Gesellschaftlichen angelangt. So sind auch in diesem Werke Worte und Begriffe wie Persönlichkeit, Geistesleben, Menschheit als Feindworte durch Stillschweigen verachtet. An Stelle des verfemten Wortes „persönlich" sagen die Verfasser „personal" und reden von personaler Verantwortlichkeit, personalem Leben, personaler Gebundenheit, personaler Gemeinschaft, personaler Kraft, personalem Reifen. Sicherlich sind wir nicht freie Geister, die, losgelöst von allen Bindungen, über dem Meere der Menschheit ihre erhabenen Kreise ziehen; aber wir sind auch keine Korallentiere, die festgewachsen an ihrem Stock sitzen und nur den einen Trieb haben, diesen weiterzubilden. Wir sind nicht nur Mann oder Frau, wie auch dieses Werk wieder behauptet, sondern auch Menschen. Sonst würde sich Frau von Tiling nicht geistig an den Mann Gogarten haben anschließen können. Sonst könnten auch nicht unter ihrer Führung sieben Männer mit ihr an diesem durchaus einheitlichen Erziehungsbuch arbeiten. Das menschliche Geistesleben bewegt sich in Setzung und Gegensetzung vorwärts. Zusammenschau und Ueberschau sind wohl nicht gut möglich. Deshalb ist dieses der gesellschaftlichen Seite zugeneigte Erziehungswerk im Geiste unserer Zeit als vortrefflich zu bezeichnen. Hermann Tögel

Aus dem Tagebuch eines Kaplans. Die Geschichte eines Gewissens. Von Detlev von Elern. Mit Vorwort von Otto Baumgarten. Köln, Roemke & Co. 99 S.

Schon 1930 erschienen; der Verfasser war damals eben gestorben. Aber diese Berichte von einem Uebertritt sind von außerordentlichem Interesse. Elern ist durch Zweifel an der im Neuen Testament gebotenen Erzählung von Jesu Geburt, die er, nicht in erster Linie wissenschaftlich interessiert und begabt, doch mit großer Gewissenhaftigkeit in sich verarbeitete, schließlich zum Bruch mit dem katholischen System überhaupt gekommen. Aber er schilt nicht, wie ihn denn auch sein Bischof anständig und verständig behandelt hat. Zuletzt war er altkatholischer Pfarrer. Ein schlichtes, ernstes, lehrreiches Buch. M.

Unser Hirte und Bischof. — Habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König! Von D. Theodor Wurm. Stuttgart, Quell-Verlag. Je 15 S. 10 Pf.

Die schon erwähnte Predigt des schwäbischen Landesbischofs vom 15. April und die darauf in Ulm gehaltene. Jene liegt schon im 115. Tausend vor, und diese verdient gleiche Massenverbreitung. Schlicht, klar, fest. M

Ein Quäkerwagnis. Die abenteuerliche Geschichte eines Friedensfeldzuges in und nach dem Weltkriege. Von Ruth Fry. Nürnberg, Quäker-Verlag 1933. 364 S. 3.30, geb. 4.20 M.

Der Titel ist ganz und gar charakteristisch für das Buch nicht nur, das ihn trägt, sondern auch für die Quäker selbst, von denen es handelt. Die Freunde — so nennen sie sich selber — haben allezeit Glauben für eine kühne, fast wäre man versucht zu sagen: eine abenteuerliche Sache gehalten. Als Menschen, die kein Kompromiß kennen und keinerlei absolute Bindung an irgend etwas Irdisches, nur allein an Gott und seinen Willen, hatten sie von jeher nur zwei Möglichkeiten: entweder Weltflucht oder den immerwährenden Angriff auf die Welt im Namen Gottes. Sie wählten das Letztere; und so wurden sie die großen Streiter mit den Waffen der Liebe, Streiter für den Frieden und Bekämpfer aller Not. Sie

sind die starken Prediger der Tat: keine „Philanthropen", sondern Christusgläubige. Aktiv, pathoslos, freudig glauben, leben, lieben und wirken sie mitten in der Welt und geben ihr Geld, ihre Kraft, ihre Ideen und oft genug auch ihr Leben, um den Auftrag zu erfüllen, den sie voll Freude vernommen haben. Unbeschwert können sie ihm gehorsam sein, denn sie haben sich die herrliche Freiheit bewahrt, die sie von nichts und niemand abhängig sein läßt als von der allerhöchsten Instanz der Welt. Daher sieht die ganze Welt auch anders aus für sie als für Andere. Was für erstaunliche Leistungen solche Menschen vollbringen können, davon erzählt Ruth Frys Buch, von dem ein englischer Beurteiler gesagt hat: „Beim Ueberdenken dieser wundervollen Geschichte laßt uns Gott danken und Mut fassen!" Julie Schlosser

Armeniertum — Ariertum. Zehn Abhandlungen, herausgegeben von der Deutschen Armenischen Gesellschaft. 48 S. Potsdam, Roonstr. 13. 1 M.

Die Veranlassung zu der Schrift ist die Erklärung der Armenier als Arier durch den Sachverständigen für Rasseforschung. Ein führender nationalsozialistischer Schriftsteller, Dr. von Leers, gibt über die zugrunde liegenden Erwägungen Auskunft, die auch für die Rassefrage im allgemeinen von Interesse sind. Der Berliner Armenist Professor Schaeder beweist den indogermanischen Charakter der armenischen Sprache, über die rassische Charakteristik des Volkes schreiben Dr. Roth und der Dozent am Orientalischen Seminar in Berlin Dr. Abeghian, unter Heranziehung der Vorgeschichte Lic. Klinge; Dr. Rohrbach findet Beziehungen zwischen deutscher und armenischer Dichtung, Professor Strzygowski verteidigt seine These von der Abhängigkeit der romanischen Baukunst von der armenischen, während die armenischen und abendländischen Kulturbeziehungen von Richard Schäfer und dem Berichterstatter behandelt werden, von letzterem unter besonderer Betonung der Bereicherung der armenischen Kultur durch deutsche Wissenschaft, auch die theologische, und die Bestrebungen, armenische Studenten für den Dienst in ihrer Kirche auszurüsten. Professor Max Herzog zu Sachsen endlich schreibt über armenische Frömmigkeit und gibt dabei Uebersetzungen von armenischen Kirchengesängen. So haben sich Sachverständige aus den verschiedensten Gebieten zusammengefunden, um neues Interesse für das armenische Volk zu erwecken, das durch seine unendlichen Leiden uns besonders ans Herz gelegt ist. Ewald Stier

Handbuch für das Laienspiel. Von Erich Scharff. Berlin, Eduard Bloch. 333 S. 1.20 M.

Die Fußnote auf dem Titelblatt „im Verlag Eduard Bloch" gehört eigentlich mit zum vollen Titel selbst; denn es handelt sich in gewissem Sinne um einen Verlagskatalog, freilich um einen solchen ganz besonderer Art. Der sachkundige Vorkämpfer für das Laienspiel Erich Scharff führt den Leser durch über hundert verschiedene, vom genannten Verlage herausgebrachte Stücke für die Laienbühne. Vom grobschlächtigen Rüpelspiel bis zum zarten Weihnachtsspiel, vom alten Sagen- und Märchenspiel bis zum Gegenwartsspiel eine bunte Folge! Das Buch bildet für den suchenden Spielleiter eine vortreffliche Handreichung. Es unterrichtet über alles Wissenswerte, und zwar nicht bloß über Aeußerlichkeiten, wie z. B. Personenzahl, Spieldauer, Szenenwechsel, Aufführungsbedingungen usw., sondern auch über den Inhalt selbst, und eine eingehende Kennzeichnung der einzelnen Stücke nach Art und Wesen erleichtert die Auswahl unter der naturgemäß nicht immer gleichwertigen Sammlung. Eine erwünschte Beigabe werden für viele auch die zahlreichen Bühnen- und Kostümbilder sein, und die vielen Regievorschläge aus der Praxis werden bei der Vorbereitung der Aufführung helfen. — Was das Buch besonders wertvoll macht, ist die von hohem Ernst getragene Auffassung von der Bedeutung des echten Laienspieles. Aus dieser Einstellung des Verfassers heraus ist der bunte Inhalt von Ernstem und Heiterem, von Heiligem und Groteskem zu einem einheitlichen Werk geworden, zu dem, was der Titel verspricht, zu einem Handbuch für das Laienspiel. Zum Schluß noch ein Wort an den Verlag: Es fällt auf, daß außer den Weihnachtsspielen das religiöse Gut verhältnismäßig wenig vertreten ist. Hier gibt es noch eine Lücke auszufüllen. Henri Bouché

Das Haus an der Moldau. Roman von Paul Wiegler. Rowohlt, Berlin. 314 S. Kart. 4 M, Leinen 4.80 M.

Die zahllosen Straßen, Menschen, Orte und Häuser, mit deren Namen dieser Roman überhäuft ist, mögen Paul Wiegler wohlbekannt sein, dem Leser werden sie nicht deutlich. Auch die eigentlichen Gestalten des Buches bleiben ziemlich blaß, und ihr trauriges Schicksal, das einen zuweilen — vor allem in der zweiten Hälfte des Romans — wegen der schwermütigen Melodie der Erzählung ergreift, bleibt doch nebensächlicher Einzelfall. Durch ein scheinbar ungeordnetes Gewirr von Szenen und eine ganz und gar zerfaserte Handlung findet man sich kaum hindurch, obwohl man gelegentlich spürt, daß die Unordnung und die Zerfaserung schriftstellerischer Absicht entspringt. Irgendeine wehe, slawische Melodie klingt nach, man bewundert den lebendigen Glanz einiger Schilderungen, aber am Ende bleibt immer noch die Frage, die einen schon während des Lesens unentwegt stört und ablenkt: Was soll das alles? Was ist damit gewollt? Man bedauert das, weil man über diesen schwachen Roman hinaus Paul Wiegler dankbar bleibt für seine vorzüglichen Lebensbilder unter den Titeln „Die große Liebe" und „Wie sie starben". Johann Heinz Beckmann

Chronik

Ein Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung ist errichtet und dem bisherigen preußischen Kultusminister Rust übertragen worden. Die kirchlichen Angelegenheiten sollen dem Reichsministerium des Innern unterstehen.

Die Zahl der nichtarischen Rechtsanwälte hat gegenüber dem Stand des vorigen Jahres um 38,84, die der Notare um 56,79% abgenommen. FJ 202

Der Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, gibt bekannt, daß Mitglieder anderweitiger Berufs- und Standesorganisationen, insbesondere auch von konfessionellen Arbeiter- und Gesellenvereinen, nicht Mitglied der Deutschen Arbeitsfront sein können. Wo Doppelmitgliedschaft bei der Deutschen Arbeitsfront und einem der oben genannten Vereine besteht, ist die Mitgliedschaft zur Deutschen Arbeitsfront zu löschen. Die Aufspaltung nach Konfessionen sei für eine Betriebsgemeinschaft widersinnig. Zugehörigkeit jedoch zu kirchlichen Verbänden, die ausschließlich religiösen, kulturellen und karitativen Zwecken dienen, sei selbstverständlich auch für Mitglieder der Deutschen Arbeitsfront gestattet.

Die Staatspolizeistelle in Aachen wendet sich dagegen, daß der Begriff eines deutschen Neuheidentums in Beziehung zum Nationalsozialismus gesetzt werde. FJ 27. 4.

Vor dem Sondergericht in Darmstadt standen Ernste Bibelforscher, weil sie trotz Verbots zusammenkamen. Das Gericht kam einerseits zwar zu der Auffassung, daß die „Bibelforscher" dem nationalsozialistischen Staat feindlich gegenüberstünden, weil sie jeden weltlichen Staat als Satanswerk ansähen und seine Gesetze mißachteten, daß sie also zu verbieten seien, aber andererseits, daß das bestehende Verbot der Bibelforscher, das bisher nur von einzelnen Ländern ausging, auf Grund der Verfassung ungültig sei, daß lediglich die Teile der Verfassung aufgehoben seien, die der nationalsozialistischen Weltanschauung widersprechen. Es stützte seine Meinung darauf, daß Minister auch auf die Verfassung vereidigt würden, daß Gesetze und nicht zuletzt maßgebende Personen sich noch heute auf die Verfassung beriefen. Die Weimarer Verfassung bestimme nun einmal, daß jede Religionsgesellschaft die Freiheit der Glaubensausübung habe und daß ferner ein Land von sich aus nicht das Recht habe, dagegen Verbotsbestimmungen zu erlassen. Demnach sprach das Gericht die 29 Angeklagten frei.

Von der Durchführung des Arierparagraphen in der Wehrmacht werden im Reichsheer 5 Offiziere, 2 Offizieranwärter, 1 Sanitätsoffizieranwärter, 31 Unteroffiziere und Mannschaften, in der Reichsmarine 2 Offiziere, 4 Offizieranwärter, 5 Unteroffiziere und Mannschaften betroffen.

Das Amt für Volkswohlfahrt hat die Bildung einer Schwesternschaft der NSV in Angriff genommen.

Das bayrische Staatsministerium für Unterricht und Kultus gestattet außerhalb des Unterrichts die Begrüßung zwischen Geistlichen und Kindern, wo herkömmlich, mit „Gelobt sei Jesus Christus", daneben ist jedoch zwischen Schülern und Religionslehrern der deutsche Gruß zu wechseln. FJ 192

Das badische Staatsministerium hat die gemeinschaftliche staatlich-kirchliche Behörde für die Verwaltung des katholischen und des evangelischen Kirchengutes aufgehoben und die Verwaltung den kirchlichen Behörden übergeben.

Eine Vereinbarung in Württemberg zwischen der HJ und den katholischen Jugendverbänden bestimmt: Sport und Geländebetätigung, auch das Wandern geschlossener Abteilungen ist Sache der HJ, auch die Beteiligung an Spielmannszügen. Das eigentliche Vereinsleben der katholischen Verbände wird bis zur endgültigen Regelung weitergeführt mit besonderer Tracht, aber ohne Schulterriemen, Fahrtenmesser und Tornister. Das Beziehen von Feldlagern gehört zum Geländesport. ED 17

Baldur von Schirach: „Von der katholischen Jugend, die über 2 Millionen Mitglieder zählte, sind heute noch 400 000 übrig. ... Ich selbst gehöre der protestantischen Kirche an, bin nie aus der Kirche ausgetreten und habe nach wie vor nicht die Absicht, es zu tun ... Ich lehne es aber kategorisch ab, mich für eine Kirche einzusetzen, denn meine Aufgabe habe ich vom Staat bekommen und nicht von der Kirche." DCK 18

Die Reichsjugendführung hat das Tragen der Dienstkleidung der HJ, JV und BDM in den Schulen verboten. AELKZ 16

Die Staatspolizei in Recklinghausen hat den Diplomvolkswirt Hunke aus Telgte i. W. in Schutzhaft genommen, weil er als Schriftleiter des katholischen Sonntagsblattes „Marienbote" sich Beschimpfungen der Partei und des Reichskanzlers habe zuschulden kommen lassen.

Der Oberpräsident der Provinz Westfalen hat die in Siegen erscheinende deutsch-evangelische Wochenzeitschrift „Das Volk" auf die Dauer von vier Wochen verboten. Für eine Woche wurde von ihm verboten das in Olpe erscheinende „Sauerländische Volksblatt".

Ein Abkommen zwischen der Deutschen Evangelischen Kirche und dem Christlichen Verein Junger Männer bestimmt: Die Kirche anerkennt die Weiterführung der Arbeit des CVJM im Rahmen einer selbständigen Organisation; seine Hauptsonderaufgabe ist die Verkündigung des Evangeliums unter den jungen Männern über 18 Jahren im Rahmen einer überparochialen Großstadtarbeit. Zur Arbeit an den Jugendlichen unter 18 Jahren stellt er seine Kräfte in den Dienst der Gemeinde. Wegen überparochialer Jugendarbeit Vereinbarungen von Fall zu Fall.

Der bayrische Landesbischof Meiser stellt in seinem Schreiben an die bayrischen Geistlichen vom 28. März (CW 432) fest, daß den Bischöfen die Bereitschaft zum Frieden, um derentwillen sie das schwere Opfer am 27. Januar gebracht hätten, übel gelohnt worden sei. Entgegen den gemachten Zusagen habe eine Unterdrückungs- und Gewaltpolitik eingesetzt, ohne Fühlungnahme mit den Kirchenführern seien umstürzende Kirchengesetze erlassen, mit denen die Kirchenverfassung praktisch als aufgehoben gelten könne; selbst vor der den Landeskirchen feierlich gewährleisteten Selbständigkeit in Bekenntnis und Kultus habe dies Regiment nicht haltgemacht. In einer zweistündigen Aussprache mit dem Führer hätten Bischof Wurm und er die Verantwortung für die daraus entstandene Verwirrung abgelehnt; sie könnten sich nicht mehr an die Erklärung vom 27. Januar für gebunden erachten. Es sei geantwortet worden, daß es nicht die Absicht der NSDAP sei, eine kirchliche Richtung in den Sattel zu heben und die innerkirchlichen Auseinandersetzungen mit Gewalt zu verhindern. JK 8

Der thüringische Landesbischof bei einer Kundgebung der Deutschen Christen: Nicht die Bekenntnisse sind das Wesentliche dieser Zeit. Solange wir keine anderen haben, müssen wir sie nehmen. Bekenntnisse sind aber immer nur Ergebnisse einer Kampfentwicklung gewesen. Niemals sind sie selber aus der Kirche gekommen, sondern immer haben Andere von der Kirche Bekenntnisse gefordert, und der Andere war immer der Staat. ED 17

„Evangelium im Dritten Reich," 16 zu der Friedensbotschaft des Reichsbischofs: „Bei den Deutschen Christen brach im ersten Augenblick ebenso wie bei vielen politischen Führern ein Sturm der Entrüstung los... Mit der Ernennung Jägers haben die Deutschen Christen das zweite große Ziel ihres Kampfes erreicht."

Die Deutschen Christen haben sowohl mit dem Pfarrerverein wie dem Pfarrernotbund im Sinne einer Selbstauflösung dieser beiden Vereine verhandelt, bisher ohne Ergebnis. HambKZ 4

„Der Protestantismus vollzieht seinen Ausbruch aus dem religiösen Raum und siedelt sich an im politischen Raum." Otto Peters im Märzheft des „Widerstand", nach Rf KZ 15

Pfarrer Grüner (s. CW Sp. 428) in seinem Gemeindeblatt „Feierstunde für St. Martini, Braunschweig": „Was wir Deutschen Christen wollen." „In Hitler ist die Zeit erfüllt für das deutsche Volk. Denn durch Hitler ist Christus, Gott der Helfer und der Erlöser, unter uns mächtig geworden... Mit lutherischem Glaubensmut wagen wir Deutschen Christen dann mit bewährten alten Steinen (Bibel und Bekenntnis) und neuen Steinen (Rasse und Volkstum) im Glauben diese Kirche zu bauen." LL 17

Am 18. und 19. April versammelte sich in Osnabrück ein Reformierter Kirchenkonvent, bestehend aus den Abgesandten der reformierten Kirchen, Synoden und freien Konferenzen, und beschloß die Bildung eines siebengliedrigen Kirchenausschusses als amtlichem Organ für alle Reformierten Deutschlands unter dem Vorsitz von Kirchenpräsident Horn. In einer Entschließung wurde gefordert, daß der Rechtsboden der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche wiederhergestellt und in Zukunft treu innegehalten werde. Der Konvent ermahnt die widerrechtlich abgesetzten Presbyterien und Pfarrer, ihren Dienst getreu ihrem Ordinationsgelübde und Aeltestengelöbnis in den Gemeinden weiterhin zu tun.

Das Moderamen des Reformierten Bundes ermahnt alle Prediger seines Bekenntnisses, eine Unterschrift unter einen Revers zu verweigern, der Predigern, bevor sie im Amte bestätigt werden, vom evangelischen Konsistorium zur Unterschrift vorgelegt wird und der eine Gehorsamsverpflichtung gegenüber dem Reichsbischof und dem Kirchenregiment fordert. Rf KZ 17

Das Landeskirchenamt Sachsen erklärt, daß Gesetze und Anordnungen des Reichsbischofs für Sachsen erst bindend sind, wenn sie die Sächsische Kirchenregierung auf dem Dienstwege bekannt gibt, daß die Wiederausübung des Amtes durch vorläufig des Amtes enthobene Pfarrer erst erfolgen kann, wenn bei jedem Pfarrer ein Einstellungsbeschluß ergangen ist, und daß die Amtsenthebung sich nicht bloß auf die Verordnung des Reichsbischofs, sondern auch auf die §§ 18 ff. der Dienststrafverordnung stützt. JK 8

Von den 51 Maßregelungen in Sachsen wurden 7 rückgängig gemacht. 11 Suspensionen erfolgten noch am Abend vor der Amnestie. AELKZ 17

Pfarrer Probst in Frankfurt a. M., Deutscher Christ, widerspricht in seinem „Sonntagsgruß" vom 6. Mai der Art, wie der Reichsbischof in Württemberg eingriff. Schon am 22. April hatte Probst ebenda in einem Aufsatz „Wenn ich der Reichsbischof wäre" sich gegen Gewaltanwendung ausgesprochen.

Die brandenburgische Provinzkalsynode erließ unter Vorsitz des Propsten Eckert eine Kundgebung gegen die Freien Synoden.

Die Zahl der westfälischen Gemeinden, die sich zur Freien evangelischen Synode halten, ist auf etwa 200 gestiegen. Basler Nachr. 7. 5.

Der Propst von Posen-Westpreußen erklärte, daß die Friedensbotschaft des Reichsbischofs für ihn keine Geltung habe. AELKZ 17

Dem Presbyterium Barmen-Gemarke ist die geforderte Zurücknahme der ungesetzlichen Auflösung vom Konsistorium in Koblenz verweigert worden.

Presbyter des aufgelösten reformierten Presbyteriums Elberfeld sind mit zugewählten bekenntnistreuen Männern der Gemeinde zu einem „Brüderrat" zusammengetreten, der sich für die geistliche Leitung der Gemeinde weiterhin verantwortlich fühlt. Rf KZ 17

Das Presbyterium in Lippstadt wurde aufgelöst, sandte aber das Auflösungsschreiben urschriftlich zurück, „da wir die Rechtsanschauung des von Bischof Adler geleiteten Konsistoriums nicht anerkennen". Rf KZ 15

Der nach Siegen gewählte Pastor Ernst Höcker aus Bochum-Hordel ist von der deutsch-christlichen Kirchenbehörde nicht bestätigt worden. Rf KZ 17

40 Gemeindeglieder in Berlin, die auf dem Boden des Entschiedenen Protestantismus stehen, haben auf die Karfreitagsbotschaft des Reichsbischofs in einem Offenen Briefe geantwortet, in dem sie feststellen, daß die Kundgebung fehlgeht, weil sie, statt auszugleichen, durch Vorwürfe und Angriffe auf die evangelischen Pfarrer die Kampfstimmung neu belebt. Prot Bl 17

Der Führer des Braunschweigischen Pfarrernotbundes, Pastor Lachmund in Blankenburg, wurde von dem kirchlichen Dienstgericht zur Dienstentlassung verurteilt. JK 8

Pfarrer Kloppenburg in Wilhelmshaven-Rüstringen, Leiter des Oldenburgischen Pfarrernotbundes, wurde wegen Unterzeichnung der Antwort auf die Karfreitagsbotschaft seiner Ämter als Mitglied der Theologischen Prüfungskommission und als Leiter des Religionspädagogischen Lehrgangs der oldenburgischen Kandidaten enthoben. Die oldenburgischen Pfarrer wurden aufgefordert, sich der Auflehnung gegen den Herrn Reichsbischof zu enthalten. JK 8

In Aurich unterbrach Propst Meyer einen Vortrag von Pastor Asmussen und verbot nachher die in die Kirche verlegte Versammlung. JK 8

Der Direktor der Christlichen Gemeinschaft am Holstenwall in Hamburg, Friedrich Heitmüller, ist aus der Landeskirche ausgetreten. Ihm folgten 3200 Anhänger. Bischof Tügel schreibt darauf in einem Briefe, der der ganzen evangelischen Bevölkerung Hamburgs zur Kenntnisnahme mitgeteilt wurde, daß Heitmüller mit seinem Schritt die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährde und er sich vorbehalte, beiden staatlichen Stellen seine Bedenken anzumelden. Hamb KZ 4

Reichsjugendpfarrer Zahn erklärte vor dem Gesamtelternbund Groß-Berlin, die Kinder seien im neuen Staate nicht mehr Privateigentum des Einzelnen, sondern sie gehörten dem Volke an. AELKZ 17

Der Bund für Entschiedenes Christentum gibt seine Arbeit an der Jugend unter 18 Jahren auf.

Etwa die Hälfte der Berliner Pfarrer lehnte die Einladung des Vertreters des Bischofs von Berlin, Propst Eckert, zu einer Konferenz am 10. April ab, da sie so lange keine Beziehungen mit der Kirchenbehörde unterhalten könne, als ihre abgesetzten Amtsbrüder nicht wieder in ihr Amt eingesetzt und die gegen sie geschleuderten Beschuldigungen nicht zurückgenommen würden. Rf KZ 15

Die Deutsche Studentenschaft hat der Studentenschaft in Halle wegen des Verbots der Studentischen Missionskonferenz (CW, Sp. 329) ihr Mißfallen ausgesprochen. AMR 2

In Neiße forderten die Deutschen Christen Versetzung eines der beiden Pfarrer, die beide nicht zu ihnen gehörten, damit ein Deutscher Christ an seine Stelle treten könne. Für das Verbleiben der Geistlichen wurden in der Gemeinde von 5800 Seelen 2258 Unterschriften gesammelt.

Der Oberkirchenrat in Schwerin errichtete am 2. Mai eine Kirchenbuchabteilung, in die sämtliche vor 1876 zurückgreifende Kirchenbücher eingeliefert werden sollen und die die gesamte Auskunfterteilung übernimmt. Ed 17

Der Hamburger Bischof hat Gesetze erlassen über die Besetzung sämtlicher Pfarrstellen durch ihn, desgleichen Versetzung von Geistlichen in eine andere Pfarrstelle im Interesse des Dienstes, Versetzung in den einstweiligen Ruhestand, Vorsitz im Kirchenvorstand durch den Hauptpastor, in anderen Gemeinden durch einen vom Landesbischof zu ernennenden Pastor, Ersatz ausscheidender Kirchenvorsteher nicht durch automatisches Einrücken, sondern durch Ernennung seitens des Vorsitzenden des Kirchenvorstandes mit Genehmigung des Landesbischofs. Hamb KZ 4

In Sachsen erhalten die Pfarrer ihre Entlassung ohne Angabe des Grundes auf Formularen mitgeteilt, in die nur noch der

Name eingefügt wird. In geschlossene Versammlungen, zu denen vertrauliche Einladungen ergangen waren, die beim Eingang vorgezeigt werden müssen, dringt fast regelmäßig SA ein; es ergaben sich wüste Szenen. PrBl 8

In Massenversammlungen des Notbundes in Sachsen fanden tumultuarische Unterbrechungen durch die Deutschen Christen statt, in Chemnitz wurde mit Salmiak und Schwefelsäure gespritzt.

In Thüringen sind als Vorbereitung auf Pfingsten in allen Gemeinden Maiandachten mit Frühlingsschmuck angeordnet worden.

In Bayern ist eine Arbeitsgemeinschaft zwischen dem bayrischen Zentralmissionsverein, der Missionskonferenz und den Missionsleitungen der Neuendettelsauer und der Leipziger Mission geschlossen worden; die Missionsgaben aus Bayern erhält zu vier Fünfteln Neuendettelsau, zu einem Fünftel Leipzig. AMR 2

Bei einer Kundgebung für die notleidenden Deutschen in Rußland sprachen in Berlin der evangelische Bischof Heckel und der katholische Bischof Bares sowie der stellvertretende Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, Dr. Haueisen.

1.—10. August Tagung des Katholischen Akademikerverbandes in Heidelberg.

Kardinal Faulhaber schreibt in einem Briefe an den bayrischen Innenminister Wagner (in bezug auf dessen Aeußerungen auf einem Gebietstreffen der HJ), daß die katholischen Verbände auf den Erziehungssport, auf Theaterspiel, Singen, Turnen, Wandern, Skifahren nicht verzichten können, weil eine rein innerlich kirchlich-religiöse Betätigung erzieherisch ein Stückwerk wäre. Er fordert ferner Freigabe des Sonntagvormittags; die Belastungen der katholischen Gewissen würden nicht aufhören, wenn die Dienstübungen nicht auf einen Wochentag verlegt würden. AELKZ 16

Die altkatholische Kirche erfuhr 1933 einen besonders starken Zuwachs aus der katholischen Kirche: Köln 244, Essen 991. PrBl 17

Die „Deutsche Tageszeitung" hat ihr Erscheinen am 30. April eingestellt.

Am 4. Mai fand in der Berliner Universität eine öffentliche Gelehrtendisputation über die vielumstrittene Ura-Linda-Chronik statt, die Prof. Hermann Wirth vor einigen Monaten in deutscher Sprache herausgebracht hat. Fast die gesamte ernste Wissenschaft lehnt das Dokument ab; doch spielt es in der Oeffentlichkeit ein Rolle, weil Wirth einer der Vorkämpfer germanischen Glaubens ist und bei seinen Anhängern die Ura-Linda-Chronik sozusagen als „Bibel der Germanen" angesehen wird. Die Diskussion wurde geleitet von dem Göttinger Rektor Professor Neumann, der einleitend betonte, daß es sich nicht mehr um die Frage handle, ob die Ura-Linda-Chronik überhaupt echt oder unecht sei, sondern ob sie ganz unecht oder nur teilweise unecht sei. Wirth betonte, daß die Entscheidung über Echtheit oder Unechtheit nur die Geistesurgeschichte fällen könne, die auf den nationalen Zusammenhängen der Symbolik aufbaue. Im übrigen sei seine Ura-Linda-Ausgabe nur eine vorläufige, und er selbst vertrete nicht die Ganz-Echtheit des Dokuments. Dagegen wurde gehalten, daß seine kritischen Bemerkungen in der Buchausgabe lange nicht so weit gingen wie er hier jetzt zugebe. Professor Neckel (Berlin) wandte sich mit äußerster Entschiedenheit gegen das gesamte Weltbild der Chronik, Professor Hübner (Berlin) gegen den Geist des Dokumentes, der ausgesprochen aufklärerisch und antikirchlich und antiautoritativ sei. Man müsse die Chronik als eine wohlgemeinte Fälschung im Sinne der politischen Utopie betrachten. Das Publikum nahm trotz der Länge der Veranstaltung lebhaften Anteil und empfand die Diskussion als eine Auseinandersetzung über den Geist und Sinn der germanischen Frühzeit. FZ 6. 5.

Die durch ihren Antisemitismus bekannte Nürnberger Wochenschrift „Der Stürmer" hat anfangs Mai eine Sondernummer „Ritualmord-Nummer" veröffentlicht. In einer „Das Mördervolk" überschriebenen Einleitung heißt es, daß jeder, der die Anklage kenne, die gegen die Juden erhoben werde (die des Ritualmordes), in den Juden nicht nur ein eigenartiges, seltsam anmutendes Volk sehe, sondern „Verbrecher und Mörder und Teufel in Menschengestalt". Diese Nummer hat großes Aufsehen erregt. Wie die „Jüdische Rundschau" mitteilt, hat „die Reichsvertretung der deutschen Juden" an den Herrn Reichskanzler ein Telegramm gerichtet, in dem es heißt: „Vor Gott und Menschen erheben wir gegen diese beispiellose Schändung unseres Glaubens in feierlicher Verwahrung unsere Stimme." FZ 8. 5.

23.—26. Juli Tagung des Internationalen Verbandes für Innere Mission und Diakonie zusammen mit dem Protestantischen Weltverband auf Schloß Hernmen bei Arnhem in Holland.

Bei der am 1. Mai in Wien abgehaltenen Verfassungsfeier erhielt die evangelische Kirche Oesterreichs keine Einladung zur sogenannten Huldigung der Stände, vielmehr marschierten vor dem Bundespräsidenten wohl die Vertreter der katholischen Geistlichkeit und die Rabbiner, nicht aber die Vertreter der evangelischen Kirche auf.

In der Schweiz wurden 1932 68 650 Kinder geboren, rund 20 000 weniger als 1913. Die Schweiz ist eines der kinderärmsten Länder. Rf Schw Zt 17

In Holland wurde eine christliche Filmzentrale ins Leben gerufen.

Das im Gegensatz zu den offiziellen Vertretungen der Kirche und als Protest gegen die dort Raum gewinnende „liberalistische" Theologie vor fünf Jahren begründete Westminster-Seminar der Presbyterianischen Kirche in England zählt 84 Studenten. 49 Prediger, die dort ihr Examen gemacht haben, stehen im Dienst der Kirche daheim oder in den Heidenmission. Rf KZ 15

Die Zahl der Uebertritte zur katholischen Kirche in England betrug im letzten Jahre 12 372.

In Italien ist innerhalb der katholischen Aktion eine katholische Filmaktion mit engen Beziehungen zum Vatikan ins Leben gerufen worden. AELKZ 16

In Tarnopol wurden zwei griechisch-katholische Geistliche zu 300 Zloty Geldstrafe verurteilt, weil sie den Gottesdienst am Nationalfeiertage im Trauergewand abgehalten hatten. PZ 20

In Rußland gibt es außer den 2 Bischöfen noch 41 evangelische Pastoren, außerdem sind 5 im Gefängnis und 15 verbannt. 4 sind aus der Verbannung entlassen, dürfen aber nicht in ihrem Pfarrort leben. Ungewiß ist das Schicksal von drei weiteren Pastoren. Rf KZ 15

In Suchum in Kaukasien ist ein neues antireligiöses Museum errichtet worden.

Die 7000 evangelischen Deutschen im früheren Deutsch-Südwestafrika bilden eine Synode mit 13 Gemeinden unter einem Landespropst und gehören mit den deutschen lutherischen Synoden in Kapland und Transvaal zum deutschen Kirchenbund Süd- und Südwestafrikas. Alle im Gemeindebezirk wohnenden deutschen Evangelischen sind Glieder der Gemeinde, brauchen aber nur einen freiwilligen Beitrag zu zahlen. Das Verhältnis zu den staatlichen Stellen ist gut.

Die Zahl der ausländischen Missionen in Japan (1176) ist in den letzten sechs Jahren um 350 zurückgegangen. Die Leitung der Gemeinden wird immer mehr in die Hände der japanischen Christen gelegt. AMR 2

Von Personen. Berufen: Privatdozent D. Hans Koch in Wien zum Professor für osteuropäische Kirchengeschichte in Königsberg, Privatdozent Lic. Von Rad in Leipzig zum Professor für Altes Testament in Jena, Propst Lohmann in Magdeburg zum Direktor der evangelischen Reichsfrauenhilfe, Pastor Volkers in Ganderkesee zur Wahrnehmung der Geschäfte des zurückgetretenen Präsidenten des Oberkirchenrats in Oldenburg, Direktor Weber, Mitglied des Geistlichen Ministeriums der Deutschen Evangelischen Kirche, zum Professor der reformierten Theologie in Göttingen, Konsistorialrat Keyser in Königsberg zum Professor der praktischen Theologie daselbst, Professor der Philosophie Richard Kroner in Kiel nach Frankfurt a. M., Pastor Morys in Kiel zum Stellvertreter des (in Berlin tätigen) geistlichen Vizepräsidenten des Kieler Landeskirchenamts Christiansen. Ernannt zum n. b. a.o. Professor der Privatdozent für Neues Testament in Breslau und Akademieprofessor i. R. Lic. Herbert Preisker. Gewählt: Superintendent a. D. Dozent D. Simon, Bethel, zum Vorsitzenden im Deutschen Hilfsbund für Christliches Liebeswerk im Orient. Nach § 5 des Beamtengesetzes soll an eine andere Hochschule versetzt werden Prof. Gustav Hölscher in Bonn. Von den amtlichen Verpflichtungen befreit: der Professor für Kirchengeschichte und Missionskunde in der katholisch-theologischen Fakultät zu Münster, Joseph Schmidlin. Gestorben: der frühere Erzbischof von Prag, Franz Kordatsch; Justizrat Hallensleben in Berlin, langjähriger Führer des Protestantenvereins. E St

Verschiedenes

Vom Kampf in der Kirche. Dem Ziele, die Deutsche Evangelische Kirche zu vereinheitlichen, eine, wie man sagt, unitarische Reichskirche zu schaffen, sind der Reichsbischof und die Deutschen Christen erheblich näher gekommen. Wie die Nassau-hessische Kirche (vgl. Sp. 431), so haben die des Freistaats Sachsen (die größte lutherische Landeskirche), die von Schleswig-Holstein und die von Thüringen sich der Reichskirche eingegliedert und ihre eigene Kirchenhoheit aufgegeben. Nach Erklärung des sächsischen Landeskirchenamts „kann die Deutsche Evangelische Kirche erst durch die Herausstellung des Führerprinzips in der äußeren Ordnung dieser Kirche erfolgreich den Totalitätsanspruch des Evangeliums am neuen deutschen Volke geltend machen". Zeitungsmeldungen zufolge hat der Reichsbischof in einer Rede in Königsberg erklärt, daß innerhalb von vier Wochen sämtliche Landeskirchen nach dem Vorbild Preußens der Reichskirche unterstellt sein würden. Nach einer Erklärung von Ministerialdirektor Jäger soll künftig an Stelle der Landeskirchen eine Einteilung der Reichskirche in Gaue treten. Kultus und Bekenntnis würden unangetastet bleiben. Ein Gesetz der Deutschen Evangelischen Kirche vom 7. Mai bestimmt die Einzelheiten für Sachsen, z. B. daß der Reichsbischof dem Landesbischof Weisungen erteilt, die Landessynode umzubilden ist, keine Mehrheitsbeschlüsse faßt usw. Ein gleichlautendes Gesetz erging für Hessen-Nassau.

Superintendent i. R. Hahn (Dresden) und 103 Pfarrer und Laien aus allen Kirchenkreisen Sachsens haben eine scharfe Protesterklärung erlassen. Sie sind zwar für Einigung der evangelischen Kirche in Deutschland, aber gegen Einebnung der Bekenntnisse. Die Preisgabe der Selbständigkeit der sächsischen Landeskirche müsse auf Bekenntnis und Kultus wirken; gerade hierin sei der Landesbischof dem Reichsbischof nun unterstellt, denn für die äußeren Dinge sei der Rechtswalter zuständig. Landesbischof Wurms Wort über Verletzung des Bekenntnisses (Sp. 432 oben) machen sie sich zu eigen. Der sächsische Bischof Coch habe Aeußerungen getan und geduldet, die dem evangelischen Christentum widersprechen; das (die Eingliederung aussprechende) Kirchengesetz vom 4. Mai widerspreche der vom Führer durch ein Reichsgesetz anerkannten Verfassung der Reichskirche. Die rechtmäßigen Fortsetzer der bisherigen sächsischen Landeskirche seien die Unterzeichner dieses Protestes und die mit ihnen Verbundenen; das Verfahren der Gegner bedeute Auflösung der evangelischen Kirche und Gefährdung der Volksgemeinschaft. Ob in Schleswig-Holstein der neulich geschlossene Friede nun, nach Aufgabe der Selbständigkeit der Landeskirche, erhalten bleiben kann, wird sich zeigen. Auch in Hannover hat der Kirchensenat am 14. die Eingliederung der lutherischen Landeskirche in die Reichskirche beschlossen. Wie Zeitungen melden, hat Landesbischof Marahrens dagegen gestimmt.

Die rheinisch-westfälischen Bekenntnissynoden haben in Dortmund am 29. April Erklärungen zum kirchlichen Kampf beschlossen, in denen sie ihren Standpunkt wahren (AELKZ 19). Präses D. Koch veröffentlicht für diese Bekenntnisgemeinschaft am 2. Mai folgende Sätze:

„I. Der Streit, der seit langem die Deutsche Evangelische Kirche erschüttert, schadet der Volksgemeinschaft. Das Kirchengesetz zur Befriedung der kirchlichen Lage vom 13. April 1934 hat die Spannung nicht beseitigt, sondern verschärft.

II. Ein Ausgleich der Gegensätze zwischen Deutschen Christen und der Bekenntniskirche ist nicht möglich. Es stehen sich hier gegenüber eine in ihrem Denken und Handeln unkirchliche Machtbewegung und der Wille, die Kirche aus ihrem Wesen heraus zu erneuern.

III. Die derzeitige Reichskirchenregierung hindert durch ihr Handeln den Frieden, da sie 1. sich nicht auf Vertrauen, sondern auf Gewalt stützt, 2. an die Stelle von Recht Willkür setzt, 3. das Bekenntnis nicht hütet, sondern verletzt, 4. die bekennende Kirche, nicht die Feinde der Kirche, bekämpft.

IV. Zur Herbeiführung des Friedens ist notwendig: 1. Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche muß wieder hergestellt werden. Einer Weiterentwicklung der Verfassung auf legalem Wege soll nicht grundsätzlich widerstrebt werden. 2. Die von maßgebender Seite als rechtswidrig festgestellten Verordnungen und Gesetze des Reichsbischofs und der Reichskirchenregierung müssen zurückgezogen werden. 3. Sämtliche Maßregelungen müssen wieder gutgemacht werden. Ob ein „Verfahren mit staatspolitischem Einschlag" vorliegt, hat der Staat zu entscheiden. 4. Der grundsätzliche Entschluß, daß Staat und Partei in die innerkirchlichen Auseinandersetzungen nicht eingreifen, muß streng durchgeführt werden."

Soll wirklich Friede kommen, so ist in der Tat wichtig die Frage, in welchem Maße entsprechend der Ankündigung vom 13. April (CW, Sp. 382) Verfahren gegen Pfarrer eingestellt worden sind. Das ist geschehen unter anderem gegenüber Graeber (Essen), d. h. das zweite Verfahren, das auf Aberkennung der Rechte des geistlichen Standes; ebenso ist die Amtsenthebung von Beckmann und Held (Sp. 232) rückgängig gemacht worden. In vielen anderen Fällen ist keine Zurücknahme der Maßregelung erfolgt.

Viel Schaden würde vermindert, den kirchlichen Kämpfen ein gut Teil ihrer unerfreulichen Wirkungen auf Staat und Volksleben genommen, wenn endlich der (hier Sp. 332 und schon früher ausgesprochene) Wunsch erfüllt würde, daß nicht mehr (in Gegensatz zu klaren Aeußerungen führender Nationalsozialisten) durch lokale Stellen die Machtmittel des Staates oder der NSDAP für eine kirchliche Gruppe, nämlich die Deutschen Christen, eingesetzt werden. Daß man versucht, SA gegen solche Pfarrer mobil zu machen, die den Deutschen Christen mißliebig sind, wird hoffentlich aufhören, nachdem das Presseamt der SA-Führung am 12. Mai folgendes mitgeteilt hat: „Um die Versuche gewisser Elemente, Angehörige der SA in kirchenpolitische Streitigkeiten hineinzuziehen und dadurch dem Ansehen und der Geschlossenheit der SA zu schaden, ein für allemal unmöglich zu machen, hat Stabschef Röhm einen Erlaß herausgegeben, in dem angeordnet wird, daß jegliche Teilnahme von SA-Angehörigen an kirchenpolitischen Demonstrationen verboten ist. Gleichzeitig wird jede Art von Amtshinderungen oder Maßnahmen gegenüber Pfarrern beider Konfessionen untersagt."

15. Mai. M

Emil Prinz zu Schoenaich-Carolath (1852—1908), der Dichter, mit dessen Pfingstbitte diese Nummer beginnt, gehört zu den vielen, die nach dem Kriege zu rasch vergessen worden sind. Seine „Gedichte" erschienen 1903, seine „Gesammelten Werke" 1907 (bei Göschen).

Die Deutsche Glaubensbewegung (ADG) fordert, wie sie bekannt gibt, nur von ihren Amtsträgern Austritt aus der Kirche, aber man kann Mitglied der ADG werden und in der Kirche bleiben. Dies bedeutet jedoch keine Minderung des sachlichen Gegensatzes, und wenn man es auch begreift, daß Kirchenaustritt nicht Allen abgefordert wird, weil man Lehrer und andere Beamte nicht in Schwierigkeiten bringen will (die den Austretenden bisweilen gemacht werden), so würde doch die Lage viel klarer sein, auch das bisher noch nicht erfüllte Verlangen Hauers und seiner Anhänger nach staatlicher Anerkennung ihrer „dritten Konfession" (das hier Sp. 166 befürwortet wurde) dringlicher begründet werden können, wenn die ADG allen ihren Anhängern Kirchenaustritt auferlegte. Der „Freundeskreis der ADG", dessen Mitglieder in den Landeskirchen blieben und für würdige Art des Kampfes eintreten wollten, und dessen Vorsitzender Prof. Mandel in Kiel war, hat sich aufgelöst. Den Mitgliedern bleibt überlassen, ob sie mit Dr. Krauses „Volkskirchlicher Deutscher Glaubensbewegung" (also einer innerkirchlichen Organisation) zusammenarbeiten wollen (oder auch, wie Mandel selbst, mit dem „Bund für Deutsche Kirche") oder sich der außerkirchlichen ADG anschließen wollen. Nicht mit dem „Freundeskreis der ADG" zu verwechseln ist der „Freundeskreis der Kommenden Gemeinde", vor Jahren von Hauer begründet und zunächst unter dem Namen „Bund der Köngener" bekannt. Als Hauer 1933 aus der Kirche austrat und die Leitung der ADG übernahm, ist nur ein Teil jenes älteren Bundes der ADG beigetreten, während der andere Teil, der sich mit der christlichen Ueberlieferung, insbesondere mit der Botschaft Jesu eng verbunden weiß, unter Führung von Pfarrer Daur (Stuttgart-Rohr) seine Aufgabe darin sieht, in völliger Unabhängigkeit nach allen Seiten das Verständnis zwischen den verschiedenen religiösen Gruppen und Arten zu fördern, wie es früher das Ziel des Bundes der Köngener war. (Sp. 122 war unter den zur ADG zusammengetretenen Gruppen als erste die Deutschgläubige Gemeinschaft genannt; die genaue Bezeichnung ist: „Deutschgläubige Kampfschar"; das sind diejenigen aus dem Freundeskreis der Kommenden Gemeinde, die sich der ADG angeschlossen haben.)

Ausstellungen. Der Kunst-Dienst (Berlin-Spandau, Evang. Johannesstift) veranstaltet zu Ehren des kürzlich verstorbenen Meisters der Schrift, Rudolf Koch, eine Ausstellung der Arbeiten seiner Werkstatt, die einen Ueberblick über das Schaffen des Meisters und seiner Schüler bietet; sie wird am 2. Juni im Lichthof des alten Kunstgewerbemuseums, Berlin, Prinz-Albrecht-Straße 2, eröffnet. — In Stuttgart findet vom 17. Mai an eine Bibelausstellung statt; die Württembergische Landesbibliothek hat die umfangreichste Bibelsammlung Deutschlands. Im Mittelpunkt steht die Luther-Bibel von ihren Anfängen bis zu Luthers Tod, unter anderem die im Jahr 1534 vollendete erste Gesamtbibel. Die alten Handschriften zeichnen sich besonders durch reichen Bildschmuck aus. Auch die Stuttgarter Privilegierte Bibelanstalt zeigt eine Auslese aus ihrer umfassenden Produktion.

Der Evangelisch-Soziale Kongreß veranstaltet eine Mitgliedertagung Mittwoch, den 23. Mai in Leipzig (9 Uhr Morgenandacht in der Versöhnungskirche Gohlis, 10 Uhr Vortrag von Prof. Heyde, Kiel: Ständische Idee und evangelische Verantwortung, im Gemeindehaus, Gohlis, Treitschkestr. 16; nachmittags 3 Uhr Besichtigung des Evang. soz. Instituts, Schillerstr. 7; 5 Uhr Mitgliederversammlung). Anmeldungen und Anfragen an die Geschäftsstelle des Kongresses, Leipzig N 22, Ulanenstr. 4.

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt e.V.

Der Verein ist durch Beschluß der Mitgliederversammlung vom 16. April 1934 aufgelöst worden.

Alle, die noch Ansprüche an den Verein zu haben glauben, werden hiermit aufgefordert, diese bis zum 30. Juni ds. Js. bei dem vom Gericht bestellten Liquidator, dem bisherigen Vorstand Professor Martin Rade in Oberursel im Taunus, Hohemarkstraße 72, anzumelden.

Der Vorstand. J. A. D. Stier

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltgebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 I. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 2. Juni

Dieser Nummer liegt ein Prospekt vom Verlag Georg D. W. Callwey, München, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!